Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 23 — Marburg i. H., den 5. Juni — 1913

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Nun kommt die Nacht — Gotteserkenntnis. Zweites Stück — Evangelisch-Sozialer Kongreß in Hamburg — Theologie und Pfarramt — Das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst in Form eines Liedes — Zum Gottes- und Unsterblichkeitsglauben. Aus Briefen Rudolf Hildebrands — Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland. 7. Missionssache — Neue Glossen zum Balkankriege. 10. Die Kutzowalachen — Verschiedenes: Die Klassiker der Religion und die Religion der Klassiker (Pfannmüller); Die Thomas-Legende (Dahlmann); Kirche und Religion in England (Goetz); Deutschland und England (Sieper); Die Zukunft der evangelisch-theologischen Fakultäten (Vischer); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Nun kommt die Nacht

Die taugefüllten Blätter neigen
Sich leise sinkend in die Nacht.
Und all die tausend Stimmen schweigen,
Die uns der laute Tag gebracht.

Die Häuser und die Bäume geben
Die Farben wie ein Spielzeug hin.
Zu kleinen Schritten kommt das Leben
Wie eine müde Pilgerin.

Aus traumbedeckten Wäldern gleiten
Nachtnebel in die stille Welt.
Es ist, als ob der Herr der Zeiten
Das Rad des Lebens abgestellt.

Des Waldsees Wellen gingen schlafen,
Die Vöglein sind in guter Ruh —
Und meine Seele sucht den Hafen,
Auf Fahrt den Landen Gottes zu!

Gustav Schüler

Gotteserkenntnis

2

Der Herr ist der Allerhöchste. Sirach 3, 21

„Gott ist Geist" — wo überhaupt in unserm Kulturkreise der höchste Name noch mit Ernst gedacht wird, sind diese drei Worte die Voraussetzung alles weiteren Denkens. Unter diese Stufe kann und will kein Ernsthafter mehr hinunter.

Aber sobald ein Mensch in sich und in seinem Kreise Geist als Macht über Dinge, Tatsachen, Menschen erlebt hat, weiß er auch, daß diese wunderbare Wirklichkeit rastlos über sich hinausweist zu immer größerer Intensität, Wirkung und Geltung.

Wer nachdenklich durch eins unsrer großen Hüttenwerke, durch einen Kupferhammer, durch ein mächtiges Getriebe geht, wo Eisen geknetet wird wie Brotteig und Metallplatten zerschnitten werden, als wären sie Papier — oder wer ein Generalkommando, eine Generaldirektion der Eisenbahnen, einen Generalstreik ernsthaft bedenkt, muß der nicht zuletzt staunend stehen vor der rätselhaften Macht des Gedankens, des Geistes, der organisierenden Macht, die auch Steine türmt und Münstertürme wie Steinblumen in die Luft emporwachsen läßt? Und das vermag Menschengeist, der doch so eng gebunden, so bedrückt und bedrängt ist, daß ein platzendes Aederchen im Hirn ihn hilflos machen kann! Und doch solche Gewalt über Dinge, Tatsachen und Menschen! Welche unausdenkbare Gewalt muß im Geiste sein, wenn kein Bleigewicht der Sinnlichkeit ihn niederzieht!

Wenn jede Maschine, von der kleinsten bis zur mächtigsten, in Stahl und Eisen gewirkter Gedanke ist, muß da nicht zuletzt den Nachdenklichen die Ahnung aufsteigen, daß dies ganze Weltgeschehen im letzten Grunde ausgewirkte Gedanken sind, die aus einem weit über unser Begreifen gehenden Geiste quellen?

Dann ist wohl auch die Natur Ausdruck von Gedanken, an denen wir Menschlein herumbuchstabieren. Und wie glücklich sind wir, wenn wir wieder einmal einen der verborgenen Gedanken herausbuchstabiert haben! Alle Wissenschaft schafft ja die Wahrheit nicht, sondern entdeckt sie und holt wie aus tiefem Schacht das Gold der Gedanken hervor, das da verborgen liegt in unendlichen Gründen.

Und wenn die Natur aus Gedanken besteht, wie grundverkehrt ist es dann, von der Ohnmacht des Geistigen in der Umklammerung der Naturmächte zu seufzen! Wir Kleingläubigen, Kurzsichtigen, wie sind wir so furchtsam! Wir sehen wohl, wie wenig Menschengeist im Mechanismus des äußeren Geschehens bedeutet, wenn ein fallender Blumentopf einen herrlichen Menschenverstand in blöde Nacht zu versenken scheint, — aber der Geist selber, von dem wir nur Fünkchen sind, ist er nicht mächtig auch über den fürchterlichsten Zufall, Macht über alles Gegebene, alle Tatsachen, die an sich totes Material sind in seiner schöpferischen, sinngebenden Gewalt, — mächtig über all unser kühnstes Träumen und Ahnen hinaus?

Der Geist ist das Allerhöchste — der Geist ist Herr — der Herr ist der Allerhöchste.

* * *

Die Herrlichkeit des Geistes ist wirkliche Herrlichkeit — mit ewigem Schnee bedeckt. Aber können nicht Gletscher furchtbar sein? Kann nicht auch die Macht des Geistes eine schreckliche Tatsache sein? Es gibt im menschlichen Kreise Geistesmacht, die grenzenlos elend macht, neben geistiger Gewalt, die unbeschreiblich froh macht. „Gott ist Geist" — das mag unserm Verstande genügen. Unser Herz fragt: was für ein Geist ist er?

„Der Herr ist der Allerhöchste." Also der allerhöchste Geist. Was ist das? — Wir suchen den Maßstab. Aber dabei lassen wir uns das Wort gesagt sein: „Er ist nicht draußen, da sucht ihn der Tor, — er ist in Dir; Du bring ihn ewig hervor!"

P J

Evangelisch-Sozialer Kongreß in Hamburg

Von unserm Berichterstatter

Seit Jahren war die Frage erörtert worden, ob der Kongreß nicht auch einmal nach der größten Handelsstadt des Kontinents gehen sollte. Die gespannten kirchlichen Verhältnisse, dazu der scharfe Gegensatz der führenden Hamburger Kreise gegen die moderne Arbeiterbewegung, nicht zuletzt „die große Empfindlich-

keit, die das Hamburgische Bürgertum gegen das Hineinreden von draußen hat", wie sich Senior D. Grimm in seiner Begrüßungsrede ausdrückte, ließen das bisher als allzu gewagt erscheinen. Nun haben wir in Hamburg vom 13. bis 16. Mai einen in fast allen Teilen so gelungenen Kongreß erlebt, wie er uns noch kaum je beschieden war.

Mit Recht konnte Baumgarten von einem „klassischen Boden" sprechen, zu dem Hamburg kürzlich geworden ist, nachdem die großen kirchlichen Gegensätze durch eine Verpflichtungsformel für die Geistlichen überbrückt worden sind, „die keinem der Unseren ein Opfer seiner Ueberzeugung zumutet". Infolgedessen war es möglich geworden, daß der Kongreß seinen Eröffnungsgottesdienst — den Hamburg ihm ja in jedem Falle gewährt hätte — in der herrlichen Michaeliskirche halten konnte, die trotz ihrer riesigen Dimensionen bis auf den letzten Platz gefüllt war, und wir einen weihevollen Anfang wie kaum je zuvor hatten. Daß ein Mann wie Hunzinger, „den man sonst auf eine andere Seite zu rücken beliebt, als auf der wir sitzen" (Baumgarten), uns nicht bloß die Predigt hielt — „Der Geist ists, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze" —, sondern sich auch lebhaft und in wertvollen Ausführungen an der Diskussion beteiligte, gab uns leise Hoffnung auf eine Zukunft, in der der niemals aufgegebene, ursprüngliche ökumenische Charakter des Kongresses auch wieder deutlich in die Erscheinung träte. Darüber dürfen wir uns freilich keiner Illusion hingeben, daß der Kongreß gerade den Hamburgern einen schweren Stein des Anstoßes gegeben hat und daß wir nicht von allen Kreisen freudig aufgenommen worden sind, trotz der Begrüßung, die der Senat uns in besonders ansprechender Form zuteil werden ließ. Aber die Hamburger nahmen doch Teil an den Verhandlungen, und das war die Hauptsache. So mochten in den beiden ersten Sitzungen wie in der Begrüßungsversammlung gegen 1200, in der dritten Sitzung mindestens 600, beim Volksabend und in der Kirche gegen 3000 Hörer anwesend sein. Diesen äußerlichen Erfolg verdankt der Kongreß gewiß in erster Linie der umsichtigen und mühevollen Arbeit des Ortsausschusses. Dazu mochten die vier Besichtigungen locken, die leider gleichzeitig stattfinden mußten. Die Hafenrundfahrt und die Fahrt nach Friedrichsruh hielten die Teilnehmer in glücklichster Weise beisammen und ermöglichten eine persönliche Berührung der Einzelnen, wie wir sie so noch kaum gehabt haben.

2

Die Begrüßungsrede Baumgartens haben die Tageszeitungen veröffentlicht. Sie war ein großzügiges Bekenntnis zu den Grundgedanken des Kongresses. Sie konnte wohl der Zustimmung aller Teilnehmer sicher sein, wenn sie die evangelisch-soziale Gesinnung abrückte von der andächtigen Schwärmerei, die nicht zu sozialen Taten übergeht, wenn sie „das platte, selbstverständliche Behagen" verurteilte, „womit Tausende die ererbten oder auch erarbeiteten Güter genießen, ungestört durch die Wohnungs-, Garten- und Luftnot von Tausenden", ebenso aber auch energisch die Vertröstung auf das Jenseits ablehnte. „Diese Unordnung in der menschlichen Gesellschaft ist keine ewige Gottesordnung, sondern ganz niedrige Menschenordnung, aufgebaut auf gemeiner Selbstsucht." Ebenso sprach Baumgarten unsere gemeinsame Ueberzeugung aus, wenn er dabei vorbehielt, daß der soziale Trieb sich zügeln lassen müsse durch die Einsicht in die wirklichen Verhältnisse und in das in der Gegenwart Mögliche, wie sie vornehmlich die Nationalökonomie uns lehrt, wenn er entschieden betonte, daß nicht die Verhältnisse die Menschen, sondern die Menschen die Verhältnisse machen, weiter, daß „das Tiefste, Innerste unseres Glücks unabhängig ist von Freud und Leid dieser Erde, abhängig allein von der Reinheit unserer Gesinnung." Auch in dem Bekenntnis zum Staat, den wir zuerst einmal stark machen müssen, damit wir soziale Opfer von ihm verlangen können, waren wir einig, wenngleich die Färbung hier Manchem zu nationalliberal gewesen sein mag. Dagegen würde, wenn über die Begrüßungsrede eine Diskussion möglich wäre, der Widerspruch wohl bei dem Teil eingesetzt haben, in dem Baumgarten mit großer Entschiedenheit die führenden Kräfte, denen die Leitung gebühre, von der Masse, dem „Durchschnitt" unterschied, „der immer von Naturdrang und Naturtrieb beherrscht ist", vor allem, wenn er diesen Zustand als bleibend bis in alle Ewigkeit behauptete; ferner, wenn er darauf verzichtete, wirklich vollkommene Zustände in der Endzeit sich vorzustellen. Ich kann mir weder jene aristokratische Auffassung noch diese Resignation zu eigen machen. Ich kann nicht zugeben, daß die Geschichte uns die Unmöglichkeit der Erziehung des ganzen Menschengeschlechtes und die Unerreichbarkeit des Ideals lehre. Ich lerne vielmehr aus der Geschichte immer wieder die Inkongruenz zwischen unseren Berechnungen und dem wirklich Geschehenden: es kommt doch eigentlich immer alles anders, als wir vorher gedacht hatten; es tauchen immer neue Wirklichkeiten auf, die vorher für unmöglich gehalten wurden, und damit bekommt immer wieder der Glaube Recht, der Berge versetzt.

3

Geyers Vortrag über „die Pflege der Religion in der Großstadt" war der Höhepunkt des Kongresses. Geyer hat die Gabe der anschaulichen Rede in hervorragendem Maße. Einzelne seiner Bilder, wie das von dem Nußknacken der modernen Theologie, der darüber die Nuß, die Religion, verloren zu gehen drohe, oder von dem Sozialdemokraten, der die zu kurz gewordene Jacke der Religion nicht ablege, weil er die unbestimmte Vorstellung hat, daß er sie doch einmal später würde gebrauchen können, haben sich jedem Hörer unverlierbar eingeprägt. Aber Geyer hat noch mehr: die Liebe, die sich in den Anderen versenkt, den „guten Blick", mit dem er seine Zeit ansieht, und den unerschütterlichen Optimismus des Glaubens. So weiß er die geheime Religion auch in der Großstadt der Gegenwart zu ahnen, so sieht er, worin ihm freilich nachher widersprochen wurde, auch in dem Glauben des Sozialdemokraten an Recht und Gerechtigkeit und in seiner Hoffnung auf einen besseren Zustand Religion. So kann er hoffen: Religion und Großstadtbevölkerung werden einander einmal wieder suchen und wieder finden, und für diesen Zeitpunkt müssen wir uns bereit halten. Das Großstadtproblem ist neu: solche Riesenstädte wie jetzt hatte keine frühere Zeit; es ist charakterisiert durch die Regellosigkeit, in die der Zuziehende aus organisierten Verhältnissen heraus versetzt wird, durch die Maschinenarbeit, die den Menschen selbst zur Maschine macht und ihn in Gleichgültigkeit gegen alles versetzt, aber auch auf allen Seiten bedrückt. Die geistige Atmosphäre der Großstadt ist der Religion so ungünstig wie möglich; nicht bloß bei den arbeitenden Schichten: auch die anderen Schichten sind in den Arbeitsstrudel mit hineingezogen und haben keine Zeit mehr für die Religion. An beide Schichten gilt es sich zu wenden, hier heißt es nicht Entweder-Oder, sondern Sowohl-Alsauch. Freilich trotz seines Optimismus meint Geyer eine religiöse Belebung der sozialistisch organisierten Arbeiterschaft, die noch zu sehr Masse, noch zu sehr von den Führern abhängig ist, erst dann erwarten zu dürfen, wenn die Führer religiös werden. Und so durfte sich der Redner auch aus diesem Grunde auf die Frage beschränken: wie der gebildeten Schicht die Religion nahezubringen sei. Er erwartet noch viel von den alten kirchlichen Mitteln, insbesondere von der Predigt. Aber von den herkömmlichen kirchlichen Organisationen hofft Geyer nichts. Neben dem „versandeten Bett der kirchlichen Organisation" ist ein neues Strombett zu graben durch Beteiligung an außerkirchlichen humanitären Veranstaltungen, Beeinflussung der Tagespresse und Besuch gegnerischer Versammlungen; vor allem aber durch die neue religiöse Gemeinschaftsbildung, wie er sie mit Rittelmeyer erfolgreich ins Werk gesetzt hat. In diesen „Besprechungsabenden" werden nicht Weltanschauungsfragen, nicht popularisierte Theologie getrieben, sondern Fragen der Lebensführung besprochen, die aus dem Kreise der Teilnehmer selbst gestellt sind: eine „Gemeinschaftsbewegung ohne deren wenig erfreuliche Nebenerscheinungen". Dazu treten öffentliche Vorträge von Laien in führender Stellung, die sich an den Besprechungsabenden beteiligt haben und die ihres Eindrucks nicht verfehlen. Die Arbeit in der Großstadt ist darum so wichtig, weil diese auch jetzt noch Mittelpunktscharakter hat und von ihr die Anregungen auf das ganze Land ausgehen. Die Hauptsache ist, daß in der

Großstadt den Menschen Gelegenheit geboten wird, wirkliche Religion kennen zu lernen.*)

Aus der Debatte hat eine gewisse Presse nur zu berichten gewußt, daß weibliche Geistliche und die Verlegung der Gottesdienste auf den Sonnabend Abend gefordert worden seien, dabei aber verschwiegen, daß Baumgarten die erstere, von Frau Voß-Zietz erhobene Forderung sofort für sich abgelehnt hat, und daß die letztere sich auf die schlechtbesuchten Sonntagnachmittagsgottesdienste bezog. Beides waren belanglose Einzelheiten. Die Hauptfrage war, ob das von dem Referenten gezeichnete psychologische Bild der Großstadtbevölkerung, vor allem seine Anschauung von ihrer Hinneigung zur Religion, den Tatsachen entspreche. Walter Claßen, der den modernen Großstadtmenschen als innerlich zerrissen schilderte, fand an Herz einen Gegner: unsere Gebildeten kommen sich recht harmonisch vor. Heinz Marr bestritt, daß die großstädtische Arbeiterschaft Religion habe. Sie habe ein schönes, ethisches Gefühl, aber ihre Weltanschauung sei rein diesseitig und widerspreche damit den Grundelementen christlicher Gesinnung, die dem Leben abgewandt sein müsse. Diesen Kontrast gelte es nicht zu verwischen, er sei vielmehr die objektive Kraft in unserem kirchlichen Leben. Auch die Massen brauchten diesen objektiv formulierten Kontrast zu dem Standpunkte, auf dem sie stünden, erst dann käme zum Antrieb die Hemmung, und erst aus dem Zusammenwirken beider komme die tiefe Wirkung. Hunzinger schien ihm beizustimmen: in der Sozialdemokratie sei das absolute Immanenzgefühl zum Ausdruck gekommen, von dem selbst der Monismus Häckels und Ostwalds noch weit entfernt sei. Geyer schien mir doch in seinem Schlußwort für diese Kontroverse die richtige Formel gefunden zu haben: Die Großstadt kann nichts anfangen mit einer Religion, die nicht in das Diesseits hineinreicht; „das Jenseits ist die Kraft des Diesseits."

4

Das Referat von Frau v. Forster aus Nürnberg über „Familie und Persönlichkeitskultur" gab manche wertvollen Anregungen, erfüllte aber nicht ganz die Ansprüche, die die Teilnehmer gerade dieses Kongresses an Präzision der Begriffe zu stellen gewohnt sind. Weder wurde ganz klar, was die Referentin unter Persönlichkeit verstand — hier ergänzte Landgerichtsrat Kulemann — noch in wie weit die Familie, die sich doch nach ihren eigenen Ausführungen in der Gegenwart in der Auflösung befindet, eine solche umfassende Aufgabe zu leisten vermöchte: denn darum, weil jede Familie eine Individualität für sich ist, ist sie doch noch keine Kraftquelle. Hunzinger und Rade wiesen übereinstimmend darauf hin, daß die Familie wohl ordentliche, sittliche Menschen erziehen solle und könne, daß aber eine Persönlichkeit nur würde im Kampfe gegen Hemmungen und Widerstände, wie sie das Leben unter der Führung des lebendigen Gottes bringt. Danach würde sich die Paradoxie ergeben, daß die Kinder nur Persönlichkeiten werden können, wenn sie sich von der Autorität der Eltern lösen: eine Aufgabe, die Frau Voß-Zietz denn auch tatsächlich ihnen stellte und die in gewissem Umfange auch ihre Berechtigung hat. Das Thema war nicht glücklich gestellt, Baumgartens Versuch, es zu verteidigen, konnte nicht überzeugen und fand bei der Referentin selbst Widerspruch. So zerflatterte die Debatte denn auch vielfach in Einzelheiten, die nur in loser Beziehung zum Thema standen: Alkoholismus, Wohnungsreform, Mädchenerziehung, Versorgungsehe, Bedeutung der Frauenbewegung für die Tüchtigung der Ehefrau, Zustände auf dem Lande. Es wurde dabei manch gutes Wort gesprochen, ich erwähne besonders die Mahnung des Landtagsabgeordneten Fischer aus Heilbronn, daß wer Persönlichkeiten erziehen will, erst selbst eine Persönlichkeit werden und dann Persönlichkeiten verstehen und ertragen lernen müsse.

5

Das Ereignis der Tagung war die Verhandlung des zweiten Tages. Ihr Thema war „Die Bedeutung der Konsumgenossenschaften". Es mochte nicht opportun sein, in Hamburg eine Streitfrage aufzurollen, die den Kongreß in bedenkliche Nähe zu der verfehmten Sozialdemokratie rückte, die veritable Mitglieder der revolutionären Arbeiterpartei auf die Rednerbühne rief und den staatserhaltenden Mittelstand in eine ungünstige Beleuchtung brachte: noch weniger opportun, eine Besichtigung der Einrichtungen des als sozialdemokratisch geltenden Konsum-, Bau- und Sparvereins „Produktion" zu unternehmen: wenn ich recht berichtet bin, wäre daran beinahe die Begrüßung des Kongresses durch den Senat gescheitert. Dennoch danken wir es der Leitung des Kongresses, daß sie den Mut gehabt hat, sich in diese Gefahr zu stürzen. Er will das Forum sein, vor dem die großen Fragen der Gegenwart vorurteilslos nach sozialethischen Gesichtspunkten behandelt werden. Es wäre Schwäche gewesen, auf Neigungen und Abneigungen von einflußreichen Kreisen Rücksicht zu nehmen, noch mehr: es wäre eine Verleugnung seines Berufs gewesen. Der Kongreß hat in Essen den Schein auf sich geladen, daß er sich nach rechts entwickelt hätte; Hamburg zeigte ihn wieder in einem andern Schein; die Wirklichkeit ist, daß er sich selbst immer treu geblieben ist.

Der Vortrag von Professor Wilbrandt war, wie auch der Ehrenpräsident des Kongresses Adolf Wagner bekannte, eine Ueberraschung durch die weit ausschauenden Perspektiven, die er bot. Wilbrandt sieht in den Konsumgenossenschaften nicht bloß ein Mittel zur Verbilligung und Verbesserung der Produkte und zur sozialen, hygienischen und technischen Hebung der Angestellten. Er weist ihnen die weltgeschichtliche Rolle zu, allmählich die große Masse des Volkes aus der heutigen Herrschaft des Großkapitalismus wie des Großgrundbesitzes zu befreien, die Unwirtschaftlichkeit der heutigen Volkswirtschaft durch Organisierung des Absatzes, die durch die periodischen Krisen hervorgerufene Arbeitslosigkeit, ja den Gegensatz der modernen Völker auf wirtschaftlichem Gebiete zu beseitigen und die Möglichkeit für den Ersatz des Schutzzolls durch den Freihandel zu eröffnen, überhaupt das egoistische Gewinninteresse aufzuheben, das jetzt die Durchführung des christlichen Altruismus verhindert. Zwar entstehen neue Schwierigkeiten, insofern mit dem Wachstum der Konsumgenossenschaften auch die Masse der „schwer zu behandelnden" Angestellten und die Macht der leitenden Personen zunimmt. Aber die neue Ordnung stellt damit nur noch viel ernster als die gegenwärtige Wirtschaftsordnung die Aufgabe der Heranbildung anderer, nicht egoistisch handelnder Menschen. Das mag erst in Jahrhunderten möglich sein. Aber das Ziel bleibt: „von der rohen Gewalt über den kalt berechnenden Tausch zur Gemeinwirtschaft", und die Zukunft gehört dem Evangelium. Die Konsumgenossenschaft ist die Lösung der Agrarfrage, der Handwerkerfrage, sie ist auch imstande, die Sozialdemokratie zu überwinden. „Es gibt nichts, das so wenig sozialdemokratisch ist, wie die Konsumgenossenschaft." Sie ist Sozialismus ohne Klassenkampf, wenn auch gegenwärtig noch die Stände Genossenschaften bilden und in den Arbeiterkonsumvereinen ein großer Teil der Sozialdemokratie wirtschaftlich organisiert ist. „Die Sache ist nicht sozialdemokratisch, aber die Sozialdemokratie wird durch sie sachlich." Sie muß sich einordnen lernen in das ökonomisch Mögliche, sie wird zugleich nationalisiert, insofern dem Genossenschaftler Hoffnung und Freudigkeit, „Stolz, daß so etwas in Deutschland möglich ist" gegeben wird. Der praktische Sozialismus, wie er hier vor uns steht, ist der einzige gefährliche Gegner der Sozialdemokratie älterer Richtung.

Es war nicht zu verwundern, daß die Religiös-Sozialen diesen Vortrag mit besonderer Freude begrüßten. Theodor Schmidt-Bern fand, daß die Nationalökonomen auf dem Kongreß frömmer wären als die Theologen. Den meisten Anderen wollten die von Wilbrandt eröffneten Aussichten als all zu kühn erscheinen; Baumgarten gab dem Ausdruck, als er in feiner Weise den Redner als „den Sohn des Dichters" anredete. Fischer und Rathgen gossen ein gut Teil Wasser in seinen Wein: es war sehr schade, daß beide infolge der vorgerückten Zeit nicht ausführlicher zum Worte kommen konnten; wir hätten gern eine umfassendere Begründung gehört für Fischers These, daß die Weltwirtschaft sich nicht organisieren lasse, für Rathgens Be-

*) Der Redner wies mit starker Zustimmung hin auf das soeben erschienene Buch von Ludwig Heitmann: Großstadt und Religion. Erster Teil: Die religiöse Situation in der Großstadt. Hamburg, C. Boysen 1913. 168 S. 2,50 Mk.

hauptung, daß die Konsumgenossenschaften nur Gegenstände des Massenbedarfs verkaufen können, daß sie nur mit der Verkaufsseite in der neuen, mit der Produktionsseite noch in der alten Wirtschaftsordnung ständen. Aber es gab doch sehr zu denken, daß Adolf Wagner mit geringen Einschränkungen dem Redner seine freudige Zustimmung aussprach. Es sind uns hier Möglichkeiten gezeigt, die nicht bloße Luftgespinste sind, und allein die Möglichkeit solcher Ziele muß ganz andere Hoffnung und Freudigkeit geben, als wir sie bis jetzt der wirtschaftlichen Entwicklung gegenüber hegen durften.

Natürlich hatte das Thema die Mittelständler auf den Plan gerufen. Sie fochten mit den bekannten Gründen gegen die Konsumvereine: der Zwischenhandel wird ruiniert, die Konsumvereine können nicht billiger arbeiten als dieser, sie sind sozialdemokratisch, sie bekommen ihre Mitglieder nur durch Zwang u. A. m. Die Vertreter der Konsumgenossenschaften blieben die Antwort nicht schuldig. Laufkötter wandte mit Recht ein, daß es sich allein frage: Ist die Konsumgenossenschaft eine höhere wirtschaftliche Form als die heutige oder nicht? Ist sie aber die Umsetzung des Wirtschaftlichkeitsprinzips in die Gegenwart, daß mit einem Minimum von Kraft ein Maximum von Erfolg erreicht werde, dann ist es kurzsichtig und ungerecht, ihr den Weg zu verlegen. Die Phrase von der Vernichtung des Mittelstandes führte Rathgen auf ihren richtigen Inhalt zurück: Der Zwischenhandel verschwindet nicht, nur die Zwergbetriebe, und „das ist ein Heil und ein Segen", außerdem werden nur vereinzelte Zweige wie die Kolonialwarenhandlungen bedrängt. Wagner bewies dazu, daß die Warenhäuser viel gefährlichere Feinde des Kleinhandels seien als die Konsumgenossenschaften, und Wilbrandt hatte schon gefragt: Ist es denn etwas so Schlimmes, Angestellter zu sein? Ist denn der kleine Krämer nicht unendlich viel abhängiger als der Angestellte einer Konsumgenossenschaft? Danach kann für die Gegenwart die Parole nur lauten: Förderung der Konsumvereine; wenn wir auch die Forderung Gregorys und Schmidts, daß jeder Evangelisch-Soziale Mitglied eines Konsumvereins werden müßte, mit Hunzinger ablehnen. Solche persönlichen Vorschriften lassen wir uns nicht machen. Aber die Linie der Konsumgenossenschaft führt hinein in die bessere wirtschaftliche Zukunft.

6

Der Kongreß mußte diesmal so viele von den theologischen Führern entbehren wie noch nie. Wenn Baumgarten trotzdem in seiner Schlußrede sagen konnte: „Die Diskussionen waren in keiner Stadt auf dieser Höhe und in dieser Fülle", so ist das gewiß ein Beweis dafür, daß der Kongreß nicht ein Kreis von Offizieren ohne Soldaten ist. Der Kongreß ist im Wachsen begriffen, auch nach seiner Mitgliederzahl und seinen Finanzen, worüber sein bewährter Generalsekretär Schneemelcher Erfreuliches berichten konnte: auch eine neue Landesgruppe ist in der „Volkskirchlichen Vereinigung für die Provinz Sachsen" begründet und eine verheißungsvolle neue Arbeit mit den „Evangelisch-Sozialen Frauenkursen zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen" in Berlin angefangen. Ueber Hamburg stand als Zeichen die Parole, mit der Hunzinger seine erste Diskussionsrede schloß: Pereat tristitia! Wir haben von da neue Freudigkeit mitgenommen zur Arbeit. Der Kongreß hat Wege gewiesen, auf denen wir herauskommen können aus den Wirren der Gegenwart, in religiöser wie wirtschaftlicher Hinsicht. Er hat uns auf das Kommen des Reiches Gottes die Hoffnung gestärkt. Besseres konnte er uns nicht leisten.

Ewald Stier

Theologie und Pfarramt

Vgl. Nr. 17 Sp. 391 ff., Nr. 19 Sp. 435 ff.

Während Karlstadt und seine Gesinnungsgenossen in Wittenberg erklärten, „man sollte keinen gelehrten Mann zum Prediger oder Priester in der Kirche annehmen oder leiden, sondern eitel Laien und Handwerksleute, die nur allein lesen könnten," vertiefte sich Luther auf der Wartburg eifrig in die Theologie und schadete damit weder der Kirche noch sich selbst.

Als ich vor 35 Jahren das Gymnasium verließ, entschloß ich mich, nicht Karlstadts, sondern Luthers Spuren zu folgen; ich ging zur Universität, um Theologie zu studieren. Da es mir mit dieser Absicht Ernst war, suchte ich unter den Professoren weder nach Propheten noch nach geistlichen Exerzitienmeistern, sondern nach ernsten wissenschaftlichen Forschern und tüchtigen Erziehern zur Wissenschaftlichkeit. Manches hatte ich an dem damaligen akademischen Betriebe der Wissenschaft auszusetzen. In einigen Vorlesungen hatte ich den Eindruck, als habe der Professor vergessen, daß die Buchdruckerkunst längst erfunden sei; in anderen schien es mir, als werde über massenhafter Stoffdarbietung das Wichtigere versäumt: die Anleitung zu methodischer wissenschaftlicher Arbeit. Dennoch schied ich zuletzt mit tiefer Hochachtung vor der gediegenen Arbeit der evangelisch-theologischen Fakultäten von der Universität. Diese Wertschätzung hat während einer dreißigjährigen arbeitsreichen pfarramtlichen Tätigkeit nicht abgenommen. Es mag am theologischen Studium auch heute noch Vieles verbesserungsbedürftig sein, die Tatsache, daß die meisten unsrer Professoren der Theologie trotz vieler Anfechtungen es noch als ihre Hauptaufgabe ansehen, echte und rechte Theologen heranzubilden, verdient die dankbarste Anerkennung.

In meinem Amt habe ich immer wieder schwer darunter gelitten, daß es mir nicht so, wie ich wünschte, vergönnt war, „Leben aus Gott zu verbreiten." Allein meine Universitätslehrer habe ich dafür nicht verantwortlich gemacht. Was innerhalb ihres besonderen Berufes lag, hatten sie mir zu geben versucht. Das war nicht wenig. Auf Persönlichkeits-Reinkultur war allerdings keiner von ihnen bedacht gewesen; aber jeder hatte durch fleißige Bearbeitung seines besonderen Bezirks fruchtbare und gesunde persönliche Wirkungen von selbst erzielt. In zunehmendem Maße empfand ich, welchen heilsam erziehenden Einfluß grade auch für die Ausübung des Pfarramtes die Gewöhnung an ernste wissenschaftliche Arbeit ausgeübt hatte. Für die aufregende und hypnotisierende Tätigkeit eines Sektenführers war ich allerdings gründlich verdorben, aber für die ruhige, stete Wirksamkeit als Seelsorger, Lehrer und Prediger in einer die verschiedensten Individualitäten umspannenden großen Kirchengemeinschaft hatte ich viel gewonnen.

Meine ungeduldige Natur war geneigt, schnell von Bergesspitze zu Bergesspitze, von einem leuchtenden Ziel zum andren zu fliegen. Die Wissenschaft wurde mir zur Schule der Geduld; so sehr ich mich anfangs dagegen sträubte, ich konnte mich der Einsicht nicht verschließen, daß unendlich viel mühsame und unansehnliche Kleinarbeit geleistet werden müsse, um auch nur ein geringes Forschungsergebnis redlich zu erreichen. — Voreilig und scharf urteilte ich leicht über Menschen und Begebenheiten ab. Das Studium erzog mich allmählich zu ruhiger Sachlichkeit. Wohl kostete es oft viel Selbstverleugnung, schillernde Einfälle und Lieblingsideen unter das Messer zu nehmen. Aber das eiserne Gebot, die Wahrheit und nichts Anderes als die Wahrheit zu erfassen, forderte rücksichtslos Darangabe subjektiver Stimmungen und Gewöhnungen zu Gunsten des objektiven Tatbestands. — Nicht selten bebte ich vor einer aufdämmernden Erkenntnis zurück; sie drohte, das Fundament meiner Lebensanschauung zu erschüttern. Aber nach und nach wurde ich zuversichtlicher; ich gewann durch wissenschaftliches Ringen einen Mut, wie er auf keinem Fechtboden zu erwerben war. — Als ich zu studieren anfing, wähnte ich, bald allen Problemen auf den Grund sehen zu können; als ich die Universität verließ, war ich viel bescheidener geworden; je gewissenhafter ich arbeitete, um so rätselvoller sah mich von allen Seiten her die Welt an.

Doch nicht nur in diesen persönlichen Wirkungen, sondern auch nach einer andern Seite hin erwies sich mir das theologische Studium als unentbehrliche Vorbedingung für die pfarramtliche Tätigkeit.

Da mir jede katholisierende Auffassung meines Amtes fern lag, drängte sich mir die Frage auf: Was gibt dir ein sittliches Recht, in besonderer Weise als Zeuge des Evangeliums aufzutreten? Darfst du den Anspruch erheben, durch persönliche Reife hervorzuragen? Sind nicht viele Glieder deiner Gemeinde mit ihrer reicheren Erfahrung und innerlichen Abklärung viel

eindrucksvollere Prediger „des Lebens aus Gott" als du? Der Gedanke an die Ordination hat mich angesichts solcher Bedenken nie beruhigen und mit dem erforderlichen Berufs-Selbstgefühl ausrüsten können, wohl aber der Blick auf meine wissenschaftliche Fachbildung. — Wie alles in dieser Welt, so ist auch die Enthüllung und Verbreitung des in Jesus erschienenen göttlichen Lebens nirgends in reiner Allgemeinheit zu finden, sondern nur in individueller Ausprägung. Es ist eine unevangelische Redeweise, wenn Missionare in öffentlichen Versammlungen zuweilen erklären: Ich entschloß mich, meinen Beruf aufzugeben und dem Herrn zu dienen. Dem Herrn kann und soll man in jeder Lebenslage dienen; es handelt sich nur darum, in welcher besonderen Form man das tut. Dem Dienst des evangelischen Pfarrers gibt die theologische Ausrüstung das individuelle Gepräge. Ist diese Rüstung blank und wird von ihr der rechte Gebrauch gemacht, so gewinnt das Pfarramt eine Bedeutung, die durch keinen anders gearteten Dienst ganz ersetzt werden kann. — Will eine große evangelische Gemeinschaft den Zusammenhang mit der Vergangenheit in der rechten Weise wahren und vor dem Ueberwuchern durch Augenblicksstimmungen geschützt sein, so kann sie dies Ziel nur mit Hilfe theologisch gründlich durchgebildeter Lehrer und Prediger erreichen.

Selbstverständlich habe ich mich nicht der Einbildung hingegeben, daß theologische Schulbildung zur Ausübung des Pfarramtes allein schon genüge. Ich war mir dessen wohl bewußt, daß zur praktischen Wirksamkeit eine tiefgreifende Umschmelzung des gesamten auf der Universität erarbeiteten wissenschaftlichen Stoffes erforderlich sei. Diese schwierige Leistung aber habe ich in erster Linie als die besondere Aufgabe des Praktikers angesehen und nicht als die des Universitätsprofessors. — Es ist nicht wünschenswert, daß die Vertreter der theologischen Wissenschaft allzuviel nach der Praxis hinüberschielen und sich Sorge darum machen, wie dieses oder jenes Forschungsergebnis zur Erbauung der Gemeinden verwandt werden könne. Durch solches Schielen leidet die Wissenschaft Schaden, schließlich aber auch der künftige Pfarrer. Denn es kann dann leicht dahin kommen, daß diesem auf der Universität nicht mehr das geistige Stahlbad geboten wird, das er für eine gesunde Ausübung des kirchlichen Amtes nötig hat. Ein Mann, der beständig so stark mit dem Gemüt für das Gemüt zu arbeiten hat wie der Pfarrer, bedarf zur Korrektur dieser Einseitigkeit dringender als alle anderen Studierenden der Erziehung zu reiner Sachlichkeit durch streng wissenschaftliche Schulung.

Mag die sogenannte praktische Theologie immerhin in den letzten Semestern viele nützliche Winke für die spätere Tätigkeit geben, die Hauptarbeit muß doch jeder Pfarrer selbst an seinem Orte mit seinen besonderen Gaben vollbringen. Jeder muß selbständig in seiner Art ein geistiger Transformator zu werden suchen.*) Die Theologie soll nicht, wie das leider oft geschieht, ausgeschaltet, sondern ausgiebig als Kraftstrom aufgenommen und völlig umgeformt weitergegeben werden.

Sturm- und Drangperioden werden bei lebhaften und warmherzigen Naturen nicht ausbleiben; Zeiten werden kommen, in denen ein so starker Durst nach Unmittelbarkeit erwacht, daß die Seele „von allen Wissensqualen entladen" sich im Tau seliger Unbefangenheit gesund baden möchte. Dann versteigt man sich wohl zu der kühnen Behauptung: „Die Geschichte der Religionen hat ihr Urteil gesprochen, daß die Theologen der Sache Jesu kaum oder überhaupt nicht nützen, sondern eher schaden." — Wenn sich jedoch die Hochflut des Enthusiasmus verlaufen hat, erscheint die geschmähte Theologie wieder im freundlicheren Lichte; man sieht in ihr zwar nicht die anbetungswürdige Göttin, vor der sich alles beugen muß, wohl aber die unentbehrliche treue Helferin, der schuldige Ehrerbietung und inniger Dank gebührt.

Wilhelm Bithorn

*) Es sei hier für die Theologen eine Erinnerung an Schleiermachers Kurze Darstellung §§ 67, 89, 100 und 185 erlaubt.
D H

Das Glaubensbekenntnis im Gottesdienst in Form eines Liedes

Vgl. 1911 Nr. 13, 14 und 39

In dankenswerter Weise tritt neuerdings R. Otto für den Ersatz des im Hauptgottesdienst zu verlesenden sogenannten Apostolikums durch ein Glaubenslied ein. Wo diese Verlesung nicht Brauch ist, wie z. B. in Württemberg und der Schweiz, oder wo sie fakultativ ist, wie in Baden, da ist die Frage ohne direktes praktisches Interesse. Höchstens könnte man hier erwägen, ob man nicht den Gottesdienst bereichern oder vervollständigen würde, wenn man einen besonderen Bekenntnisakt in geeigneter Form ihm einfügte. Aber die Notwendigkeit eines Bekenntnisses im Gottesdienst läßt sich nicht beweisen; jahrhundertelang ist die Christenheit ohne ein Bekenntnis in der Sonntagsliturgie ausgekommen, und man kann nicht behaupten, daß ihr Gottesdienst damals bekenntnislos gewesen sei. Ist doch der Gemeindegottesdienst als Ganzes schon ein Bekenntnis. Nur das kann behauptet werden, daß es nicht im Widerspruch zu den Grundsätzen evangelisch-protestantischen Gottesdienstes steht, wenn das im Gottesdienst als solchem schon enthaltene Bekenntnis als ein Einzelakt herausgehoben und vollzogen wird. Und dies kann, wenn es in geeigneter Form geschieht, feierlich sein, erhebend wirken, kann vielleicht Einzelne fortreißen, einen Unentschiedenen zur Entscheidung bringen; es kann sich in solchem Akt die Gemeinde fester zusammenschließen. Zu viel Wesens soll man daraus nicht machen; denn das Bekennen, das Jesus meint Matth. 10, 32, und Paulus Röm. 10, 10, ist doch wohl etwas Anderes als ein regelmäßiger liturgischer Akt. Einen solchen, wo er nicht besteht, in den genannten und anderen Landeskirchen einzuführen, wird wenig Neigung vorhanden sein; und sollte sie doch in einigen kleinen Kreisen existieren, so wird sie wenig Aussicht auf Verwirklichung haben.

Wo aber ein besonderes Glaubensbekenntnis im Gottesdienst agendarische Vorschrift ist, wie in den allermeisten Gemeinden der verschiedenen Landeskirchen im Königreich Preußen, da ist die Verlesung des südgallischen Taufsymbols, das Apostolikum genannt wird, durchaus nicht die am besten geeignete oder auch nur eine glückliche Form. Es soll hier nicht das Signal zu einem neuen Apostolikumstreit gegeben werden; sondern es sei nur auf die Tatsache hingewiesen, daß viele Theologen, und zwar aus den verschiedensten theologischen Lagern, mit vielen sehr kirchlichen Nichttheologen darin einig sind: Die allsonntägliche Rezitation des sogenannten Apostolikums (das ein Bekenntnis der gesamten Christenheit nicht ist, denn die morgenländische hat es nicht angenommen) bleibt von schweren Bedenken gedrückt. Zwar die Theologen, die zwischen Schale und Kern zu unterscheiden gelernt haben, heucheln nicht, wenn sie das Symbol rezitieren; sie bedienen sich zur Aussprache von Beziehungen christlichen Glaubens einer Form, die, durch ihr Alter ehrwürdig, vielen Gemeindegliedern vertraut und wert, durch lapidaren Stil ausgezeichnet ist. Und wenn sie dabei die eine oder andere Aussage nicht buchstäblich, sondern geistig nehmen, oder, besser gesagt, nicht prosaisch, sondern dichterisch, so haben sie dazu so gewiß ihr gutes Recht, wie es gewiß ist, daß Religion und Poesie nahe verwandt sind, die religiöse Sprache der dichterischen näher steht als der der Prosa. Schwieriger liegt die Sache für viele Nichttheologen, ja hier liegt der eigentliche Stein des Anstoßes. Sie sind nun einmal nicht theologisch und speziell liturgisch geschult, um bei den Sätzen des Apostolikums, die sie in ihrem buchstäblichen Verständnis sich nicht aneignen können, zwischen zeitgeschichtlicher Formulierung und bleibendem Gehalt, zwischen dogmatischer Schale und religiösem Kern unterscheiden zu können. „Das und das kann ich nicht glauben," sagen sie, „so kann ich es auch nicht feierlich bekennen, so will ich auch nicht den Anschein erwecken, als könnte ich es, wie es der Fall ist, wenn ich es inmitten der stehenden Gemeinde mitanhöre; schon das, geschweige denn das Einstimmen in das gesungene Amen ist mir eine Unwahrhaftigkeit." Mag man das nervösen Subjektivismus nennen — das so sich äußernde Festhalten an persönlicher Wahrhaftigkeit ist ehrenwert, ehrenwerter als ein Sichakkommodieren mit nicht

ganz gutem Gewissen, auch als ein bequemes rein passives Verhalten. Nun ist solchen aber nicht unbekannt geblieben, durch Broschüren, Artikel, Vorträge, daß viele Pfarrer eine Anzahl von Sätzen des Glaubensbekenntnisses nicht buchstäblich fassen, sondern „umdeuten". Daß sie dazu das sittliche Recht haben, ist den Nichttheologen nicht ohne Weiteres klar, vielmehr schöpft man hier Verdacht: Der Pastor glaubt nicht, was er im Bekenntnis zu glauben vorgibt. So liegen die Dinge, und daß das eine sehr unerfreuliche, ja gefährliche Lage ist, wird nicht zu bestreiten sein. Man sollte sie theologischerseits und vonseiten der Kirchenregierungen und Synodalmehrheiten nicht so vornehm ignorieren, wie es leider vielfach der Fall ist. Einer, der sie nicht ignoriert hat, war E. Chr. Achelis. „Wir werden nicht zur Klarheit und Wahrheit kommen, wenn nicht der radikale Schritt gewagt wird, das Apostolikum als Bekenntnis des evangelischen Glaubens überhaupt nicht mehr liturgisch zu verwerten," so schrieb er in der Theologischen Literaturzeitung kurz vor seinem Tode. Er gehörte nicht zu den Liberalen, geschweige Radikalen, und der durch seine Werke und seine Wirksamkeit hindurchgehende kirchliche Grundzug ist unbestritten.

Wenn nun die evangelische Kirche zwar zweifellos das Recht hat, ein neues evangelisches Bekenntnis zu schaffen, aber in unsern Tagen wenig Aussicht besteht, daß ein durchschlagendes geschaffen werde — ob das im Entwurf des neuen Badischen Kirchenbuchs vorgeschlagene sich durchsetzen wird, bleibt abzuwarten —, dann ist der Vorschlag, das gesprochene altgallische Bekenntnis durch ein von der Gemeinde gesungenes Glaubenslied zu ersetzen, aller Beachtung wert. Das ist keine Verlegenheitsauskunft, kein moderner Notbehelf. Hat doch kein Geringerer als Luther diesen Weg beschritten; allerdings nicht aus Bedenken gegenüber dem sogenannten Apostolikum, die hegte er nicht, sondern in dem richtigen liturgischen Gefühl, daß auf diese Weise das Bekenntnis viel mehr wirklicher Gemeindeakt ist, als beim bloßen Anhören eines vorgelesenen Symbols. Mit Recht hat Fr. Spitta es einen genialen Griff Luthers genannt, daß er der Gemeinde durch Einführung des Glaubensliedes zum Bekenntnis den Mund geöffnet habe. In einer großen Zahl von Kirchengebieten ist man damals dem Beispiel gefolgt, u. A. in Hessen. Wie es kam, daß das Glaubenslied in vielen Gegenden wieder verschwand und das vorgelesene Symbol an die Stelle trat, braucht hier nicht erörtert zu werden. Da und dort hat es sich aber erhalten, z. B. im Königreich Sachsen. „Wer im sächsischen Gottesdienstleben heimisch ist," so schrieb vor Jahren Hermann v. Soden, „der weiß, daß der Gesang des Glaubensliedes, — namentlich in der gedrungenen kraftvollen Form aus dem alten Dresdener Gesangbuch — der Höhepunkt der gemeinsamen Anbetung ist, bei der der Gesang so voll und warm und überwältigend zum Himmel braust, wie bei keinem anderen Stück der Liturgie." Sollte nicht auch anderen Landeskirchen ein solcher Höhepunkt des Gottesdienstes zu wünschen, zu erstreben sein? Unter den zu ihm hinaufführenden Glaubensliedern kommt das von Otto, s. Z. schon von Spitta warm empfohlene, von Arnold Mendelssohn in Musik gesetzte,*) eine Verkürzung von Luthers „Wir glauben all an Einen Gott", sehr in Betracht; und es ist erfreulich, daß man in einer ganzen Anzahl deutsch-evangelischer Gemeinden im In- und Ausland es schon in Gebrauch genommen hat oder seine Einführung vorbereitet. Nur sollte es nicht das einzige sein. Sonntag für Sonntag gesungen, wird es monoton und abgebraucht. Sondern mit ihm sollten einige andere als Gemeindebekenntnis geeignete Lieder abwechseln, z. B. das von v. Soden genannte, und Arndts „Ich weiß, woran ich glaube", in dessen freudigem Gesang manch einer mehr Bekenntnisakt verspürt haben wird, als im schweigend angehörten Symbol. Wenn man einwendet, daß es in unserem Kultus an Glaubensliedern ohnehin nicht gebricht, ja daß im Grunde alle unsere Lieder Glaubenslieder sind, so ist das Erste unbedingt, das Andere in gewissem Sinne richtig. Aber damit sind Otto und Andere nicht widerlegt, wenn sie

*) Diese Komposition findet sich in der Christlichen Welt 1911 Nr. 39. Sie ist zu beziehen durch Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen. 10 Exempl. 20 Pfg., von 50 Exempl. an je 1 Pfg., 500 Exempl. 4 Mk., 1000 Exempl. 7 Mk.

dringend wünschen, daß im Mittelpunkt des Gottesdienstes der Bekenntnisakt nicht durch Rezitation von Glaubensartikeln, sondern durch Gemeindegesang geschehe. Es ist das dann in hervorragender Weise ein Gemeindeakt, und an ihm teilzunehmen wird auch den bedenklichen kritischen und peinlich wahrhaftigen Gemütern ermöglicht. Denn durch die dichterische Sprache gibt sich kund, daß ein überreicher, ja übersinnlicher Inhalt ausgedrückt werden soll, der in nüchterner Prosa sich nur sehr mangelhaft aussprechen läßt, während im Lied die Gehobenheit des Ganzen, die Gesamtstimmung ihm zu Hilfe kommt, der Einzelausdruck an Bedeutung zurücktritt, so daß solch Lied sehr verschiedene Vorstellungskreise zusammenzuschließen vermag.

Darum braucht das Glaubenslied das alte Glaubensbekenntnis nicht zu verdrängen. In der Konfirmandenunterweisung, die sich immer noch am besten an Luthers Kleinen Katechismus anschließt, behält es seinen Platz, und im Gemeindegottesdienst komme es bei besonderem Anlaß als Zeugnis der Vergangenheit, als eine gewichtige Stimme der Väter an die Gemeinde der Gegenwart zu Gehör, zu ihrer Freude, statt wie jetzt vielen ihrer Glieder zur drückenden Last, die freudige Teilnahme am Gemeindegottesdienst erschwert oder gar vereitelt.

Eduard Simons

Zum Gottes- und Unsterblichkeitsglauben

Aus Briefen Rudolf Hildebrands

Seit Hildebrand nach dem Tode Jacob Grimms (1863) als Fortsetzer des deutschen Wörterbuchs auch in der gebildeten Allgemeinheit der Nation an eine Art hervorragender Stelle getreten, in gewissem Sinne gleichsam an den Platz seines Meisters gerückt war, wuchsen auch seine Verpflichtungen gegen die Gesamtheit. Steigerte schon die Tätigkeit am Wörterbuch durch einen umfangreichen Briefwechsel, zu dem sie ihn nötigte, seine Arbeitslast, so wuchs diese noch mehr durch die Ansprüche, die jedermann aus dem Volke an ihn als ein Orakel in sprachlichen Dingen stellen zu dürfen glaubte. Vollends sein öffentliches Eintreten Ende der sechziger Jahre für den Bregenzer Bauerndichter F. M. Felder*) weckte in vielen aufstrebenden Naturen, die unter einem gleichen Drucke der äußeren Verhältnisse seufzten, die Hoffnung, durch Hildebrands Rat und Hülfe in die Höhen der Bildung emporzusteigen. Unter ihnen befand sich eine begabte Pfälzerin, die sich in schweren Kämpfen zu dem Beruf einer Schriftstellerin hindurcharbeitete. Der hier mitgeteilte Brief, in dem Hildebrand die durch den Tod eines geliebten Bruders des letzten verwandtschaftlichen Haltes beraubte junge Freundin aufzurichten suchte, ist einer von vielen, in denen sich uns die stille seelsorgerische Liebestätigkeit des Trefflichen kundgibt. — Die in derselben Richtung religiösen Trostes gesandten Briefe an eine ältere Freundin, der ein jäher, selbstgewählter Tod den geliebten Gatten von der Seite gerissen hatte, enthüllen uns gleichfalls, mag auch der Klang all dieser Briefe auf die Empfänger abgestimmt sein, doch die innerste Wahrheit der Empfindungen des Briefschreibers. Und wie hier, hat der sich keinem Hülfebedürftigen entziehende Menschenfreund unzählige Male weisend, ratend, tröstend, helfend und rettend seine innerste Kraft ausgewirkt.

1

Leipzig, 18. Sept. 1870
Abends 1/2 10 Uhr

Geehrtes Fräulein!

. . . Was hat Sie da für ein Schlag getroffen! Ich sehe aus dem Wenigen, was Sie mir von ihm sagen, aus den paar Worten, die Sie von ihm anführen, daß er eine ungewöhnliche, recht innerliche Natur war, und wie sehr er Ihnen eine tiefe Wunde machen muß durch seine Einbuße. Ja, Trost, das weiß ich zu gut, gibts dafür nicht in den Worten eines Andern, er hat leicht sogar etwas Kränkendes wenn man ihn doch versucht. Dazu greift der Verlust zugleich so tief in Ihr ohne-

*) Siehe Gedanken über Gott, die Welt und das Ich, ein Vermächtnis von Rudolf Hildebrand, S. 27. — Dieses Werk sei wiederholt lebhaft empfohlen. Vgl. 1910 Nr. 13, 35, 52. Es ist 1910 bei Eugen Diederichs in Jena erschienen. 479 S. 8, gebunden 10 Mk.

hin leidendes Innere ein, daß Sie, ich möchte sagen, eben abrechnen müssen mit dem Leben bisher und zu einem neuen den Grund suchen, oder abwarten bis er sich von selbst findet. Denn sehen Sie, die Welt ist unendlich groß, nicht nur die äußere, auch die innere, und die Seele kann überall heimisch werden und wenn sie zehnmal ihre angelebte Heimat verliert — Welt und Seele sind förmlich darauf eingerichtet, daß jede Seele an jeder Stelle der Welt einwurzeln kann und da wieder einlenken in das stille Dasein des Wachsens und Blühens und Früchte tragen — denn pflanzenartig ist das geheimste, tiefste Wesen der Seele, diese Erkenntnis hat mich selbst gerettet aus den Gefahren eines Angeltüms, mit dem ich in meiner Entwickelungszeit mit dem Kopfe gegen die Wände meiner Welt rennen wollte, die mir zu eng und zu kahl war, und ich war nahe daran, ohne Nutzen mich selbst zu zerstören.

O ich habe schwere, furchtbare innere Kämpfe hinter mir, die wie furchtbare Gewitter und Stürme durch mein Inneres gezogen sind — noch jetzt nach langer schwerer Schule grollts manchmal noch nach aus jener Zeit. Ich sage Ihnen davon, weil ich bei Ihnen Aehnliches finde. Was hat mich nicht die Gottesfrage, die Sie berühren, für Kämpfe und Arbeit gekostet! Ich habe Gott gesucht so angstvoll grübelnd wie nur je ein Mensch getan haben kann. Abgeschlossen hab ich mit der Frage, so weit man da abschließen kann, ungefähr in meinem dreiundzwanzigsten Jahre mit der Erkenntnis, der Erleuchtung möchte ich sagen, — es war mitten auf der Straße, mitten im Meßlärm, ich weiß die Stelle noch auf der Reichsstraße hier — daß Gott nicht gefunden sein **will** so wie wir ihn suchen! Wohlverstanden, ich war damals Theolog! Da ist er, ist eine Person — aber das Wort, das menschliche Bild ist schon eine Blasphemie für ihn, weil wir doch nur menschliche Personen kennen. Aber wir hätten ihn am liebsten wie einen Vater, zu dem wir jeden Augenblick uns flüchten können aus dem Leben heraus, auf den wir in Stunden der Schwäche unsere Verantwortung abwerfen können, an den wir jeden Augenblick unsere Selbständigkeit abgeben können, wenn wir einmal ermüden. Aber das alles sollen wir eben nicht, wir sollen nicht bloß Kinder bleiben, wir sollen die volle Selbstverantwortlichkeit tragen lernen, das eben ist unsere Aufgabe. Aber wir brauchen ja Gott, werden Sie sagen. Gut, wir haben ihn auch, fortwährend wenn wir wollen, aber der Weg zu ihm geht durch die Menschheit, oder durch den Bruchteil der uns das Ganze einstweilen vertritt (und das kann jeder Bruchteil unter Bedingungen), unsere Umgebung, unsern Lebenskreis. Als mir mein Vater gestorben war, — es sind nun bald zwanzig Jahre — da machte ich die merkwürdige Erfahrung, daß wenn ich mich betend oder wie betend nach oben wandte, also nach Gott zu, ich mich vielmehr an den verstorbenen Vater wandte, und ich erkannte bald, daß das in der Ordnung war, was mir da ohne meinen Willen geschah, mein Weg zu Gott ging da eben durch meinen verklärten Vater. Jetzt geht mirs so mit meiner Mutter, die mir vor drei Jahren starb, oder mein Weg zu Gott geht mir jetzt durch das ideale Vaterland, das Deutschtum als Vertreter der Menschheit. Ich könnte Ihnen mathematisch beweisen, daß das so sein muß und soll. Gott will und kann nicht so gefunden und gehabt sein, wie man ihn gewöhnlich sucht, namentlich in der offiziellen Theologie. Doch genug davon. Nur noch eins fällt mir ein, was mir als Student einmal kam als Lösung der Gottesfrage, und was damals die unbedingte Billigung meines verehrten Lehrers, des Professors Niedner, fand — ich weiß nicht ob und wie Sies verstehn, ich habs außer Niednern noch nie Jemanden gesagt: Gott ist nicht in der Welt, er ist **in** der Welt. Mir ist als wäre das Torheit, wenn ichs sage, und klänge wie geistreiches Wortspiel, aber ich verstehe es und weiß daß es wahr ist. Hinzusetzen muß ich doch noch, alles was ich Ihnen da sage, ist nicht ausschließlich die Schöpfung eines glaubensbedürftigen, weichen Gemüts, es ist ebenso die klarste Folge schärfsten, voraussetzungslosesten Denkens. Niemand kann mehr Skeptiker sein, als ichs gewesen bin.

20. Sept. früh 8 Uhr

Meine Bemerkungen antworten wohl zugleich auf Ihre Frage, ob ich an eine persönliche Unsterblichkeit glaube, mir ist die bloße Frage schon spaßhaft, wenn ich sie aufwerfen höre. Alles Sein und Werden und Tun ist so sehr auf Individuen, auf Iche angelegt, daß mit den Ichen das Dasein selbst aufhören würde, jetzt und in alle Ewigkeit. Nur der kahle Verstand, der allemal oberflächlich und dabei anmaßlich ist (ein echter Franzos), kann daran zweifeln, er ist nur der Diener des ganzen lebendigen Menschen, will aber immer sein Herr sein. Auch der Einwurf vom geteilten Gotte Spinozas ist so ein Verstandesstückchen; was der Verstand nicht begreifen kann, will er nicht als vorhanden anerkennen! Wir stecken aber mitten im Unbegreiflichen drin, schon in der materiellen Welt! Wenn eine Rose duftet, können Hunderte, Tausende kommen und ihren Duft, ihr Wesen in sich aufnehmen, jedes einzelne ganz (denn die Wirkung aufs Lebendige ist das Wesen einer Kreatur), und doch bleibt die Rose was sie ist, teilt sich nicht. Oder das Lied einer Sängerin, Tausende hören es, nehmen die Wunderwirkung in sich auf, jeder **ganz** — teilt sich darum die Seele des Singenden?

Sie stecken jetzt mit Ihrer kräftigen, tiefen und warmen Seele in der wichtigsten Häutung, im Uebergang aus der Subjektivität in die Objektivität, und der ist immer glaub ich mit etwas Weltschmerz, mit Verzicht auf Lebensglück verbunden. Ich habs so gehabt, in furchtbarer Weise, ich könnte es Ihnen bei Schiller und Goethe nachweisen, es scheint Gesetz zu sein, das nur in verschiedenem Grade sich geltend macht. Ihre Schmerzen erziehen Sie, ohne daß Sie es merken, zu Reife und Glück, ich möchte glauben zu einer Erzieherin, wie mich meine entsetzlichen Seelenleiden zu einem Lehrer gemacht haben, als welcher ich dann oft unaussprechliches Glück genossen habe. Für Ihre Leiden, die Sie den Menschen verdanken (ohne ihr Willen und Wollen), müssen Sie sich rächen dadurch, daß Sie sie besser und glücklicher machen (ohne das merken zu lassen) — so hab ich mir gelobt ungefähr in meinem vierundzwanzigsten Jahre und nach Kräften Wort gehalten.

Also Mut, liebe Freundin, auf Sturm und Regen folgt Sonnenschein, auch in der inneren Welt. Ihr Bruder bleibt Ihnen, er ist nur auf lange verreist, und die Welt ist weit voller an guten und begabten Menschen als es im Alltagsleben scheint.*)

Herzlich grüßend Ihr

Rudolf Hildebrand

Kirche und Frömmigkeit im heutigen Rußland

7. Missionssache (missionerskoje gjelo)

Bei der Kirchgemeinde brauchen wir uns nicht lang aufzuhalten. Als eigne, selbständige, lebendige Größe kommt diese überhaupt nicht in Betracht. Sie ist von jeher nur der Gegenstand der Bearbeitung und Ausbeutung gewesen. Sie kann also nicht mehr Leben besitzen, als sie hat. Daran können auch die lautesten und herzzerreißendsten Klagen nichts ändern, sondern nur eine durchgreifende Neuordnung aller Dinge. Aber gerade hier ist die Rat- und Hilflosigkeit der Kirche am größten. Der erste Entwurf einer neuen Gemeindeordnung wurde schon von jenem sogenannten „vorbereitenden Ausschuß" ausgearbeitet. Dieser Entwurf war zwar mit allen Mängeln des Irdischen behaftet, bedeutete aber doch einen Schritt vorwärts. Diesen Mängeln abzuhelfen, war im Jahr drauf ein besondrer Ausschuß zusammengekommen. Abgesehen von den Vertretern der beiden wichtigsten Verwaltungsabteilungen, des Gendarmerie- und Gefängniswesens, die unbegreiflicherweise übergangen worden waren, war die gesamte Bürokratie da, und zwei oder drei Sachverständige obendrein. Trotzdem entledigte sich diese ehrbare Versammlung ihrer Aufgabe aufs geschickteste, indem sie den Entwurf von allen übereilten Neuerungen fein säuberlich reinigte. In diesem gereinigten Zustand kam der Entwurf zuerst vor den Synod, dann vor den Ministerrat und abermals vor den Synod und abermals vor den Ministerrat. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt. Inzwischen war Lukjanow Oberprokuror geworden, der einen neuen Entwurf fertigstellen ließ. Dessen Schicksal ist nur zu gut bekannt. Zuletzt kam Wladimir Karlowitsch Sabler an die Reihe, der trotz dem fremdländischen Namen doch ein gut einheimisches Gewächs ist und darum vom „rechtgläubigen" Rußland als zweiter Pobedonoszew begrüßt wurde. Der hat nun vom „ständigen Ausschuß" einen Entwurf ausarbeiten lassen, an dem alle „Gutgesinnten" schon jetzt ihre helle Freude haben. Daneben hat schließlich noch eine Gruppe Abgeordneter, von schlimmen Ahnungen erfüllt, der Duma ihren eignen Entwurf vorgelegt. Daß der jedoch unter den Tisch fällt, ist ohne weiteres klar. Und je länger sich die Sache hinzieht, desto ratloser und verwirrter wird die ganze Lage.

Nach alledem kann es Niemanden mehr wundern, wenn die Kirche gegenüber den großen Nöten der Gegenwart völlig versagt. Sie treibt z. B. Wohltätigkeit. Allein ihre tatsächlichen Leistungen sind recht gering. Verhältnismäßig bedeutende Erfolge werden nur in Petersburg erzielt. Wohl nicht zuletzt deswegen, weil hier das ausländische Beispiel am stärksten nachwirkt. Die kirchlichen Bruderschaften, von jeher das Bollwerk der Kirche gegen den Ansturm des Katholizismus, entfalten hier und da eine ziemlich rege Tätigkeit. Allein, da sie ihre besten Kräfte im Glauben und Glaubenmachen verzehren — neuerdings auch das ohne Erfolg —, so bleibt ihnen für eine ersprießliche Arbeit nicht viel übrig. Die bischöflichen Bruderschaften aber sind im Grunde nichts weiter als eine Handelsgenossenschaft m. b. H. für den Vertrieb von Wachskerzen und andern kirchlichen Gebrauchsgegenständen. In den Städten machen sie mitunter recht glänzende Geschäfte. Trotzdem ist der Reingewinn allemal so gering, daß sich nichts Gescheites damit anfangen läßt und der eigentliche Zweck also völlig verfehlt wird. Wo dagegen einmal lebendige, schaffende Kräfte am Werk sind, da verträgt sie die Kirche nicht mehr. So wirkte in Wladimir

*) Die Menschen sind besser, als sie selber wissen und wollen: diesen Satz hab ich mir sauer erarbeitet, seit ein paar Jahren weiß ich, daß das wahr ist, was nur wissen heißt.

die „Bruderschaft der Nüchternheit" mit großem Erfolg. Sie stand ganz auf kirchlichem Boden. Und ihr Anführer war bereit, sich jeder kirchlichen Prüfung zu unterziehen. Trotzdem wurde die Bruderschaft aufgehoben. Und nun spielt sich, zum Erstaunen der Welt, hinter den verschlossenen (!) Türen des Wladimirschen Gerichtshofs ein „Rechtsstreit" ab, der sich schon Monate lang hinzieht und Hunderte von Zeugen aufmarschieren läßt. Was wollen unter solchen Umständen die neuen Verordnungen des Synods über den Kampf gegen die Trunksucht — mit Erlaubnis und auf Eingebung des Staats ist endlich auch das geschehen! — eigentlich besagen? Man weiß in allem Ernst nicht mehr recht: ob es nur ein Volksaberglaube ist, oder ein gut kirchlicher Lehrsatz: daß, wer nicht mehr trinke, der Ketzerei verfallen sei.

Auf diesen Punkt ist überhaupt die gesamte Tatkraft der Kirche gerichtet: auf den Kampf gegen die Ketzerei. Das allein ist für sie die Mission. Jede andre Mission unter Heiden, Muhammedanern und Juden ist bloß Nebensache. Gegen die Ketzer schickt sie darum auch ihre „besten" Kräfte ins Feld. Was schon daraus allein hervorgeht, daß die besten Stellen bis zu den Bischofsstühlen hinauf vorzugsweise mit Missionaren besetzt werden, die sich bewährt haben im Kampf gegen die Ketzer und, was ebenfalls mit zum Fach gehört, in der Ausschnüffelei und Angeberei der Geistlichen ihres Missionsbezirks.

Dafür, wie auf diesem Gebiet gearbeitet wird, nur ein paar zufällig herausgegriffene Beispiele. In Moskau finden öffentliche Aussprachen mit Altgläubigen statt, an denen sich diese jedoch nicht beteiligen. Wie aus einem Schreiben der Altgläubigen an den neuen Metropoliten Makarius hervorgeht, aus ganz begreiflichen Gründen. Darnach hat sich jeder altgläubige Redner besondern Bestimmungen zu unterwerfen. So darf er gar nicht auf die Rednerbühne hinauf, sondern muß sich unten vor ihr aufstellen. Und dann darf er überhaupt nicht zu den Zuhörern sprechen, sondern hat, während seiner Rede, einzig den Missionar unverwandt anzusehen. Dabei darf er dem Missionar keinerlei Fragen stellen. Und zuletzt muß ers ruhig geschehen lassen, wenn der Missionar, um seinen Sieg voll zu machen, auch noch einen Kübel voll Spott über ihn ausschüttet. Das ist aber, wenn man will, noch eine durchaus ehrliche Kampfesweise. Auf den alljährlichen Missionstagungen macht man sich die Arbeit leichter. Wie auch zuletzt in Woronesch, wo der Missionar Kunzewitsch den überzeugenden Nachweis führte: daß der Baptismus eine Pflanzstätte aller Laster sei und also eine gefährliche Pestbeule am gesunden Körper des rechtgläubigen Volks. Zudem habe er eine rein demokratische Verfassung, und bedeute mithin eine große Gefahr für den russischen Staat. Wie an dem Mordanschlag auf Alexander II. auch die Baptisten mit beteiligt gewesen wären. Aehnlich machten es die übrigen Ketzertöter von Missionarenvätern. Und der einstimmige Beschluß lautete: der Staat müsse zu den „allerschärfsten" Maßnahmen greifen, um die Ketzerei auszurotten.

Das ist überhaupt Kern und Stern dieser ganzen Mission: die Kirche gibt die nötigen Anweisungen und schafft den nötigen Mut, — und die Polizei besorgt das Weitere. In Moskau wollten die Altgläubigen einen Festzug veranstalten. Dem Metropoliten Wladimir, jetzt in Petersburg, schien die Sache jedoch bedenklich. Er schickte also die Polizei vor, den Umzug zu verhindern. Die Altgläubigen ließen sich aber nicht abbringen und kamen darum vor Gericht. Und nur mit Hilfe einflußreicher Leute gelang es ihnen, der Henkershand zu entrinnen. In Petersburg machten die russischen Katholiken der Staatskirche eine „gefährliche" Konkurrenz. Sofort war Metropolit Wladimir auch hier auf dem Posten und schickte den Bischof Nikander, ihnen die Freude an ihrem Gottesdienst ein wenig zu verekeln. Dann kam die Polizei und versiegelte ihnen ihr Kirchengebäude, als „feuergefährlich", und der Minister setzte ihnen ihren Priester ab. Alle Bemühungen der Katholiken, zu ihrem Recht zu kommen, blieben bis jetzt erfolglos.

Noch viel rücksichtsloser ist man natürlich gegen die „Sektierer". Da macht mans z. B. so, daß man hergeht und deren Bethäuser mit unter die öffentlichen Belustigungsanstalten zählt und unter die entsprechenden Gesetze stellt. Daraus ergeben sich mannigfaltige Möglichkeiten, die gottesdienstlichen Versammlungen zu verhindern. Oder man schickt Missionare oder irgendwelche Strolche (huligan) hin, die gottesdienstlichen Versammlungen zu stören, so daß sie schon „aus Rücksicht auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit" verboten werden müssen. Oder man läßt ein paar Polizisten in die Bethäuser einbrechen und die Andächtigen auseinanderjagen. Oder man löst die Gemeinde ganz auf, weist ihre Prediger aus, verbietet ihnen, neue Mitglieder aufzunehmen, durchstöbert ihre Häuser, verhaftet, wessen man habhaft werden kann, — kurz und gut, verfolgt und peinigt die Menschen auf jede Art und Weise. Wie es überhaupt keine Gewalttätigkeit und Gemeinheit gibt, deren sich diese „Mission" nicht bedienen würde.

Wunderlich genug sieht also freilich die russische Gewissens- und Bekenntnisfreiheit aus. Dafür ist sie auch nicht neu. Schon 1883 war den Altgläubigen und „Sektierern" Bekenntnisfreiheit gesetzlich gewährleistet worden. Aber verschiedner Unzuträglichkeiten halber konnte die Anwendung des Gesetzes nur mit „größter Vorsicht" geschehen, wie das auch allen Verwaltungsstellen durch einen Geheimerlaß aufs strengste eingeschärft wurde. Genau dasselbe Schauspiel wiederholt sich auch jetzt wieder. Kaum war die allgemeine Gewissens- und Bekenntnisfreiheit da, als sich auch verschiedne Unzuträglichkeiten herausstellten. In knapp $3\frac{1}{2}$ Jahren hatte die Staatskirche rund 302 000 Seelen verloren. Und das allein an den Protestantismus, Katholizismus, das Judentum, den Islam und das Heidentum. Nun aber erst noch die ungebuchten Verluste an die Altgläubigen und die unzähligen Sekten, davon immer neue und neue auftauchen! Der „Abfall" ist gradezu erschreckend groß. Alles in Allem gerechnet, wird an den vollen 2 000 000 nicht viel fehlen. Wenn schon man sehr vorsichtig sein will in seiner Schätzung. Es ist kein so großes Wunder, wenn die Kirche jegliche Besinnung verloren hat. Sie steht vollständig hilflos da. Sie hat es nicht gelernt, mit dem Schwert des Geistes umzugehen. So ist sie denn allein auf das Schwert des Henkers angewiesen. Schließlich konnte der Staat ihren Beschwörungen gegenüber nicht taub bleiben. Und es wurden jene „Auslegungen und Ergänzungen" zum Bekenntnisgesetz geschaffen, die der Kirche ihre „herrschende" Stellung sichern sollen. In einer solchen erbärmlichen Lage hat sich noch keine andre christliche oder nichtchristliche „Kirche" befunden. Das ist der Fluch, der mit ihrer „herrschenden" Stellung verbunden ist. Unter dem Einfluß des Staats hat die Kirche jede Regung lebendiger Kräfte als Kramola, Auflehnung, zu betrachten und rücksichtslos zu unterdrücken gelernt. Die Folge davon ist das Sektentum, das nirgends auf der Welt in solcher Ueppigkeit und Unheimlichkeit gedeiht, wie gerade auf dem Boden der orthodoxen Kirche. Da der Staat aber verpflichtet ist, die Kirche mit allen Mitteln seiner Macht zu schützen, so konnte die Kirche auf jede Selbsthilfe verzichten. Der Staat hatte zuweilen nicht übel Lust, zu seinem eignen Nutzen und Frommen gerade die Grenzen der Bekenntnisfreiheit etwas weiter zu ziehen. Insbesondere ist das heute der Fall. Allein seine Verpflichtungen gegenüber der Kirche, die ohne ihn nicht bestehen kann, und die er wiederum nicht entbehren kann, zwingen ihn, härter zu sein, als er ist. Und so geht das fort in gegenseitiger Wechselwirkung. Kein Wunder, wenn es gerade den besten Söhnen der Kirche bange werden will um deren Zukunft, oder wenn sie gar völlig an ihr verzweifeln. K F

Neue Glossen zum Balkankriege

Vom Balkan. Vgl. Nr. 7, 8, 18, 20, 21, 22

10. Die Kutzowalachen

Die Kutzowalachen sind ein kleines Völkchen, das am Ost- und Westabhange des Pindus und in der Gegend von Monastir in Dörfern und kleinen Städten in kompakteren Massen wohnt. Zerstreut leben sie bis nach Albanien hinein. Zu einem Teil sind sie heute noch ein Nomadenvolk, das mit seinen Herden und Familien durch das Land zieht und wie in alten Zeiten

unter Zelten wohnt. Ueber ihre Zahl gehen die Angaben auseinander. Nach den Einen sind sie etwas über 20 000, nach Anderen gegen 70 000 Seelen stark. Ueber ihre Herkunft ist unter Ethnologen und Historikern noch keine Einigkeit erzielt, so wenig wie über die Herkunft der Rumänen, denen sie sprachlich sehr nahe stehen und als deren vor Jahrhunderten abgelöster Zweig sie angesehen werden können. Die, ich möchte sagen, offizielle Auffassung von der Herkunft der Rumänen besagt, daß sie von römischen Kolonisten und Legionaren abstammen, die in der Kaiserzeit in der Provinz Dacia Trajana, dem heutigen Rumänien angesiedelt seien, und dem entsprechend nehmen manche Gelehrte an, daß die Kutzowalachen von römischen Ansiedlern abstammen, die in der Kaiserzeit in römischen Kolonien in Illyrien gewohnt hätten. Von einer Anzahl bedeutender Ethnologen und Historiker aber wird diese Anschauung als unrichtig verworfen. Unter den verschiedenen Völkern, die im Mittelalter in die Balkanhalbinsel einzogen, treten im zehnten Jahrhundert die Vlachen auf. Woher sie kamen, weiß man nicht, ebensowenig, welcher Abstammung sie waren. In den darauffolgenden Jahrhunderten werden sie mehrfach erwähnt und stets als Wandervölker beschrieben. Buschan*) läßt die Frage ihrer Herkunft offen, hält aber für wahrscheinlich, daß sie ein Mischvolk seien, bei dessen Zusammensetzung die Slaven starken Anteil genommen haben.

Die Kutzowalachen in Epirus, Mazedonien und Südalbanien waren bisher Patriarchisten und, soweit sie eine Kultur sich angeeignet hatten, ganz vom Griechentum beeinflußt. Es war auf dem besten Wege, daß sie ganz vom griechischen Volke aufgesogen wurden. Da begann vor etwa zehn Jahren in Mazedonien die rumänische Propaganda. Man erinnerte sich in Rumänien plötzlich seiner Stammesbrüder, und diese Propaganda fand die rege Unterstützung der rumänischen Regierung, die auf diese Weise Interessen in Mazedonien schaffen wollte, um bei einer Aufteilung Mazedoniens und Liquidierung der europäischen Türkei auch einen Vorteil gegenüber den anderen Balkanvölkern herauszuschlagen. Zum großen Verdruß der Griechen begann im Pindus und im Vilajet Monastir eine Schultätigkeit, und kirchliche Gemeinden, die mit der autokephalen orthodoxen Kirche Rumäniens in Verbindung standen, wurden begründet. Heute sind etwa drei Viertel der Kutzowalachen Patriarchisten und ein Viertel rumänische Christen. Das Geld hat natürlich in der Gründung der Gemeinden und Gewinnung der Gemeindeglieder eine große Rolle gespielt. Griechenland sah die rumänische Propaganda als ein unbefugtes Eindringen in seine Interessensphäre an, und zeitweilig ist das Verhältnis der beiden Staaten sehr gespannt gewesen.

Als die griechischen Truppen in das türkische Gebiet einrückten, hieß es mehrfach in den Zeitungen, daß sie die walachischen Schulen und Kirchen geschlossen hätten. Rumänien hat dagegen auf diplomatischem Wege Einspruch erhoben, um seine angeblichen Landsleute zu schützen, und es sollen bei dem Friedensschluß die kirchlichen Sonderrechte dieser Walachen sicher gestellt werden. Auch hier soll die Kirche wie überall bei den Balkanvölkern das Mittel sein, die nationale Eigenart zu wahren.

Man darf aber annehmen, daß wenn auch Griechenland die kirchlichen Sonderrechte jener Gemeinden und ihre Verbindung mit der orthodoxen Kirche Rumäniens anerkennt, bei der verhältnismäßig geringen Zahl der Kutzowalachen und weil ein Nachlassen der rumänischen Propaganda zu erwarten ist, das Aufgehen jener walachischen Bevölkerung im griechischen Volk nur eine Frage der Zeit ist. Die noch widerstrebenden Teile werden dem Beispiel der überwiegenden Zahl ihrer Volksgenossen folgen, die, soweit sie höhere Bildung haben, ganz griechisch empfinden und das Aufgehen im Griechentum als einen Fortschritt für sich ansehen.

Verschiedenes

Die Klassiker der Religion und die Religion der Klassiker. Herausgegeben von Lic. theol. Gustav Pfannmüller. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Jeder Band 1,50 Mk., gebunden 2 Mk. Bis jetzt erschienen: **Jesus** von H. Weinel. — **Johann Arndt** von W. Koepp. — **Der katholische Modernismus** von J. Schnitzer. — **Giordano Bruno** von L. Kuhlenbeck.

Die Pfannmüllersche Sammlung, hinter der vielleicht mancher ein Konkurrenzunternehmen gegen die Religionsgeschichtlichen Volksbücher witterte, entpuppt sich schon in den ersten bis jetzt erschienenen Bändchen als ein ungemein glückliches Unternehmen, das einem langgefühlten Bedürfnis arbeitender Theologen, besonders der Studentenwelt, aber ebenso auch aller religiös interessierten Laien abzuhelfen sich zur Aufgabe gemacht hat. Wie oft hat man als Student bedauert, daß man über die Heroen der religiösen Welt wohl manches wußte, sie selbst aber kaum kannte; hier sieht man mit froher Lust, wie die Geisteshelden unserer Religion, die uns aus den Lehrbüchern oft nur als schematisierte Gerippe entgegentraten, auf einmal Fleisch und Blut annehmen und eindrucksvoll mit ihren eigensten Gedanken in der Sprache ihrer Zeit sich an uns wenden. Welch eine Lust, zu arbeiten, wenn man so an die Quellen des Lebens geführt wird! Kurze biographische oder einleitende Bemerkungen von hervorragenden Fachmännern, deren bereits über hundert ihre Mitwirkung zugesagt haben, geben das nötige Kolorit. Daß unter dem Sammelnamen „Die Religion der Klassiker" auch die religiösen Gedanken der Heroen des gesamten Geisteslebens aller Zeiten und sogar die außerchristlichen Religionen quellengemäß in ihrer Eigenart vorgeführt werden sollen, macht das Unternehmen nur noch reizvoller. Literaturangaben und Quellennachweise bieten dem Tiefergrabenden eine wertvolle Handhabe.

Von den vorliegenden Bändchen der „Klassiker der Religion" bringt Weinels „Jesus" Jesu Worte in ihrer ältesten Gestalt unter plastischen Ueberschriften, die z. T. weniger den religiösen Gedanken, als vielmehr das Originelle und praktisch Bedeutsame an Jesu Ausdrucksweise treffend pointieren: „Von Raben und Lilien", „Nur ein Becher Wassers", „Hausfrauensorgen". Fortlaufende Anmerkungen unter dem Text verweisen auf die Quellen, klären Schwierigkeiten und deuten auf Verwandtes in den späteren Quellen; die Worte sind zu Gruppen in neun Abschnitte eingegliedert, die wie psychologische Wegweiser durch Jesu Leben anmuten. Hätten wir so die ganze Bibel — so hätten wir das, was sich Classen unter seiner Volksbibel vorstellt. Weinels Buch ist darum auch für den Religionsunterricht als eine hochwillkommene Gabe zu begrüßen. — Aus Koepps „Johann Arndt" ersieht man so recht, welch reiche Schätze selbst im Schoß der mittelalterlichen Orthodoxie ruhen. Seltsam und doch kraftvoll tritt aus Arndts Schriften, vornehmlich aus seinem selbst heute noch benutzten „Paradiesgärtlein" und den „vier Büchern vom wahren Christentum" die Verquickung strengster lutherischer Orthodoxie und innerlichster Mystik hervor. Auch Geyer und Rittelmeyer hat man uns kürzlich als moderne Mystiker vorgestellt; sind die Fäden, die von dem letzten kraftvollen Vertreter der mittelalterlichen Mystik ins moderne Nürnberg herüberführen, nicht doch allzufein? Die Innigkeit des Gotterlebens ist freilich Gemeingut jeder echten Frömmigkeit, auch der der Mystiker, darum aber noch lange nicht Mystik. Den Unterschied mag gerade dies Büchlein Johann Arndts klar machen. Daß Arndt in einer Predigt über die ägyptischen Plagen unter Anderem ein soziales Streiflicht auf die Dienstbotenfrage wirft, macht seine große Volkstümlichkeit noch begreiflicher. — Bei Schnitzers „Modernismus" freut man sich, daß man zu Kübels „Geschichte des Modernismus" nun auch die ergänzende, illustrierende Quellendarbietung hat, noch dazu aus der Feder eines aus ihrem eigenen Lager: neben alten und neuen deutschen Freunden treten die wohlbekannten Ausländer, wie Loisy, Murri und Tyrell auf. Manche Aeußerung über die Jesuiten verdient gerade jetzt besondere Beachtung. Was der Modernist Joseph Müller über „Individualität und Autorität" sagt, möge hier als beste Empfehlung für das Buch Platz finden. „Wir betrachten es als eine Schmach, immer hinter den Protestanten einherzuhinken, höchstens als Parasiten die Früchte zu stehlen, die wir nicht gepflanzt; wir halten es vielmehr als Pflicht, und sind nach unsern Kräften bemüht, selbsttätig in die Aufgaben und Arbeiten der Zeit einzutreten, . . . und glauben so am meisten zur Ehre und Achtung der Kirche beizutragen. Wer furchtsam und verzagt ist, der kehre um!"

Etwas aus dem Rahmen der Sammlung heraus fällt der erste Band der „Religion der Klassiker": „Giordano Bruno" von L. Kuhlenbeck durch seine Kürze; auch verschwindet das Monumentale der Gedanken Brunos manchmal hinter den Begleitworten des Verfassers; trotzdem tritt nicht zum mindesten dank der vorzüglichen Uebersetzung und den Paraphrasen Kuhlenbecks uns der Nolaner Märtyrer als ein kühner Denker, tiefsinniger Mystiker und feinsinniger Dichter entgegen, der besonders durch die Kunst, die schwierigsten Gedanken als Kinder einer leichtfüßigen Muse vorzuführen, verblüfft. Daß das Goethe-Wort „Was wär ein Gott, der nur von außen stieße, im Kreis das All am Finger laufen ließe" die unmittelbare Uebersetzung einer Brunoschen Sentenz ist, ist nur einer der Hinweise, wie befruchtend Bruno auf das Geistesleben der Nachwelt gewirkt hat — zugleich ein Hinweis, wie fragwürdig der so oft betonte Spinozismus Goethes doch ist. Auch in Jathos Gedankenwelt spürt man etwas von des heldenmütigen Nolaners Geist, den Roms Haß auch in den Flammen nicht zu ersticken vermochte.

Voll freudiger Erwartung darf man den weiteren Bändchen, die so gar nichts von einseitigen Tendenzen an sich tragen, entgegensehen; noch lieber sehen wir sie, wenn sie ein dem vorzüglichen Papier und Druck entsprechendes äußeres Gewand anziehen.

Friedrich Hommel

*) Georg Buschan: Die Balkanvölker in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttgart, Strecker und Schröder 1910. 56 S. 18 Abb. 1 Mk.

Die Thomas-Legende und die ältesten historischen Beziehungen des Christentums zum fernen Osten im Lichte der indischen Altertumskunde. Von Joseph Dahlmann S. J. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 1912. 174 S. 3 Mk.

Die älteste christliche Gemeinde Ostindiens, die der syrischen Kirche in Malabar, erhebt den Anspruch, von dem Apostel Thomas gegründet zu sein. Die Glaubwürdigkeit der Ueberlieferung von der Missionsreise des Thomas nach Indien, die bis ins dritte Jahrhundert zurückgeht, galt bisher für höchst fragwürdig. Der Verfasser, ein bekannter Indologe, sucht sie wieder zu Ehren zu bringen. Er marschiert, mit großer Gelehrsamkeit ausgerüstet, direkt auf sein Ziel los. Er führt den klaren Beweis, daß in der Thomaslegende ein echter historischer Kern steckt, wenn auch für die Person des Apostels ein objektives Zeugnis nach wie vor fehlt. Nach den christlichen Legenden gelangte Thomas auf dem Seewege nach Indien in das Reich eines Königs Gundaphar (Gundaphoros). In der abendländischen Literatur wird dieser Name sonst nirgends genannt, aber auf parthischen Münzen ist schon lange ein König Yndophernes (Gundaphara) festgestellt, den der französische Gelehrte Reinaud vorahnend mit dem Gundaphoros der Thomas-Akten in Verbindung brachte. Doch ergaben die Münzen kein festes Datum. Neuerdings ist aber eine datierte Inschrift des Königs Gundaphara in den Ruinen eines buddhistischen Klosters in der Nähe der Grenzstadt Peschawar gefunden worden. Epigraphiker und Numismatiker stimmen darin überein, daß die Regierungszeit dieses Gundaphara zwischen 20 und 60 unserer Zeitrechnung zu setzen ist. Dieser Gundaphara gehörte der parthisch-indischen Dynastie an, die im Kabultale und in den nordwestlichen Grenzländern Indiens herrschte. Im Mittelpunkt der ausgedehnten parthisch-indischen Herrschaft lag das Land der Gandhären. Zu Beginn der christlichen Aera war dieses ein blühendes Land; hier trat die griechische Kultur mit der indischen, besonders mit der buddhistischen, in Berührung. In der Architektur und Skulptur von Gandhära sehen wir deutlich den Einfluß der überlegenen griechischen Kunst, wie in keinem anderen Teile Indiens. In dem parthisch-indischen Reiche kreuzten sich die großen Handelsstraßen des inneren Asiens, dorthin führte der See- und Handelsverkehr Syriens mit seiner hochentwickelten Industrie, hier war der Durchgangspunkt für den chinesischen Seidenhandel nach Syrien. Dem syrischen Kaufmanne konnte sehr wohl schon frühzeitig der christliche Missionar folgen. Der geschichtliche Kern der Thomaslegende weist also auf den Nordwesten Indiens. Dort muß der Schauplatz des ersten christlichen Sendboten, als den die Legende den Apostel Thomas nennt, gewesen sein.

So weit wird man den gelehrten Ausführungen des Verfassers zustimmen können, wenn auch der Apostel selbst für die historische Kritik ausfällt und, wie bei dem Verfasser, Sache des Glaubens bleibt. Wenn aber die südindische Kirche besonderen Anspruch auf ihn erhebt, so mag mit dem Vordringen des Christentums in Indien auch die Legende von ihrem Stifter Thomas weitergewandert sein.

Der zweite Teil der Schrift ruht auf minder sicherer Kombination. Nach der Legende erlitt Thomas auf Befehl eines Königs Misdäus oder Mazdai den Märtyrertod und wurde an der Stätte des Martyriums beerdigt. Später aber wurden seine Gebeine heimlich ausgegraben und in Edessa beigesetzt. Nach einigen Quellen soll diese Ueberführung nach Edessa beträchtlich später stattgefunden haben. Verfasser eignet sich die von Silvain Lévi ausgesprochene Vermutung an, daß jener Mazdai die Verderbung des indischen Namens Vasudeva sei. So hieß einer der sogenannten indoskythischen Könige, der nach neuester Forschung von 180—226 im Nordwesten Indiens regierte. Unter seiner Regierung habe die Ueberführung der Reliquien stattgefunden, und die Legende habe die Zeit des Martyriums und der Exhumierung auf einen Zeitraum zusammengedrängt. Die Legende nennt in Verbindung mit Mazdai dessen Feldherrn Siforus. Dahlmann glaubt darin den parthischen Namen Sitaphernes zu erkennen, der für das zweite Jahrhundert im Nordwesten Indiens inschriftlich bezeugt ist.

Diese Lösung ist zwar geschickt, aber nicht völlig überzeugend. Alles in Allem bleibt das frisch geschriebene Buch für die Kirchengeschichte von großer Bedeutung, und die Kapitel über den römischen Handel mit Indien und über den Einfluß der griechischen Kunst sind auch den Indologen zu empfehlen. Karl Geldner

Deutschland und England in ihren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Beziehungen. Verhandlungen der Deutsch-Englischen Verständigungskonferenz, herausgegeben von Ernst Sieper. München, R. Oldenbourg 1913. 166 S. Preis?

Wie sind wir Jahrelang belächelt, verhöhnt, als schlechte Patrioten verurteilt worden, wenn wir auf kirchlichen oder profanen Pfaden die deutsch-englische Verständigung suchten! Und heute? — Noch die Verständigungskonferenz vom 30. Oktober bis 1. November vorigen Jahres litt unter reichlicher Ungunst der Menschen und der Verhältnisse. Sie hat stattgefunden, das war die Hauptsache. Und nun liegt in vortrefflicher Ausgabe ihr Protokoll vor. Wie zeitgemäß, wie fördernd! Jetzt wo wir zu England die verständige Fühlung wiedergewonnen haben, wird jede der hier verhandelten Fragen auch bei uns in Deutschland ihr aufmerksames Publikum finden. Es ist 1. die wirtschaftliche Rivalität (S. 9—43), 2. die beiderseitige Presse (S. 44—73), 3. die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See (S. 74—105), 4. die Abgrenzung der kolonialen Interessensphären (S. 106—132), 5. die Verbreitung besserer gegenseitiger Kenntnis (S. 133—166), was verhandelt wird. Für uns ist der letzte — und der zweite Punkt der wichtigste. Der zweite, sofern es auch an kirchlichen Zeitungen nicht gefehlt hat, die ihre Schuldigkeit in den Tagen der Spannung nicht getan haben. Möchte das Buch von Vielen studiert werden, damit wir von den allgemeinen Friedens- und Kriegs-Sympathien zu immer besserer Beherrschung der praktischen Einzelfragen kommen! R

Kirche und Religion in England von Goetz. Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb 1913. 42 S. 60 Pfg.

Haben wir nicht genug Bücher über England, sein geistiges und religiöses Leben? Ganz gewiß nicht! So nahe verwandt und ähnlich ist uns dies Volk, und doch ist uns sein geistiges Leben, sein innerstes Empfinden, seine Frömmigkeit vielfach so rätselhaft. Jeder, der drüben ist oder war, Jeder, der von hier aus dies Volk zu verstehen sucht, wird immer wieder von neuem nachdenklich sich prüfen müssen, ob sein inneres Nachempfinden auch wirklich den Wesenskern in dem allen richtig erfaßt hat und versteht. So ist es auch immer wieder ein Gewinn für uns, wenn ein Mann, der Jahre lang drüben war, aufmerksam beobachtete und scharf prüfend alles überdachte, uns darstellt, was er sah und wie er es versteht und würdigt. Wer da fühlt, wie sehr uns das Verständnis jenes Volkes bereichert, wie viel wir auch religiös an Anregung und Warnung von dort zu empfangen haben, wie viel wir beständig von drüben aufnehmen und sichten müssen, wird sich dies Büchlein nicht entgehen lassen. Emil Fuchs

Die Zukunft der evangelisch-theologischen Fakultäten. Von D. Eberhard Vischer, Professor der Theologie. Tübingen, J. C. B. Mohr 1913. 36 S. 1 Mk.

Im Jahre 1910 schenkte uns Vischer eine Geschichte der Baseler Theologischen Fakultät, 1912 hat er seine Rektoratsrede der Zukunft der theologischen Fakultäten überhaupt gewidmet. Wenn ein ruhiges, feines und verständiges Wort im Interessenspiel des Lebens etwas vermöchte, so würde diese hier einem weitesten Kreise zugänglich gemachte Rede in der neuerdings brennend gewordenen Kontroverse gute Wirkung tun. Daß sie zuweilen auf schweizer Verhältnisse Rücksicht nimmt, erhöht nur ihren Reiz; das Problem selber wird doch als ein gemeindeutsches, um nicht zu sagen als ein internationales, empfunden und behandelt. R

Kleine Mitteilungen. Durch die für Frankfurt, Hamburg und Dresden beabsichtigten neuen Universitäten ohne Theologie ist das Daseinsrecht der theologischen Fakultäten aufs schwerste angezweifelt worden. Praktisch, nicht theoretisch-prinzipiell. Aber das wiegt nur um so schwerer. Man konnte den Verzicht Frankfurts noch ertragen, d. h. abwartend ignorieren. Aber wenn die Hamburger und Dresdner ihren Plan ebenfalls ohne theologische Fakultät aufbauen, so sieht das einer grundsätzlichen Ablehnung verzweifelt ähnlich.

Wir sind ganz damit einverstanden, daß man unser Fakultätsdasein einer allgemeinen Revision unterziehe. Was wären wir Theologen überhaupt nicht bereit einer Revision unterziehen zu lassen? Gibt es einen wissenschaftlichen Betrieb, der sich selber so fortwährend an die Wurzeln fühlte? Inzwischen ist es auffallend, daß unsre sonst so streitbaren Kirchenzeitungen konservativer Richtung der neuesten Beiseiteschiebung der Fakultäten kaum ihr Interesse widmen. Muß man nicht daraus schließen, daß ihnen an deren Bestande wenig liegt? Meist begnügten sie sich bisher, die dankenswerten Worte wiederzugeben, die Seeberg am 5. April auf der Kirchlich-Sozialen Konferenz in Barmen gesprochen hat. (Zu finden in Nr. 20 der Chronik der Christlichen Welt laut Kreuzzeitung Nr. 171.) Genügt das wirklich?

Wichtiger sind natürlich die Stimmen, die sich im gemeinwissenschaftlichen und Kulturinteresse aus „profanem" Lager für die Fakultätstheologie vernehmen lassen. Wir haben Lamprechts schon gedacht (Nr. 15 Sp. 357). Mein Artikel im Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte hat ein ergiebiges Echo gefunden im Maiheft des Hochland und hat neuerdings den Kunstwart in seinem ersten Juniheft zu selbständigen und wertvollen, an Entschiedenheit nichts schuldig bleibenden Ausführungen veranlaßt. Wilhelm Stapel lehnt dort zunächst jenen Begriff von Wissenschaft ab, der auf Erfahrungswissenschaft allein gestimmt ist, und sieht in der Theologie einen Faktor, der für die Wissenschaft überhaupt künftige Entwickelungsmöglichkeiten offenhält: Vorbedingung eines umfassenderen Geisteslebens, als wir heute haben. Denn Theologie bearbeitet den Erfahrungsstoff auf ein Absolutes hin! Und sie vergißt über dem Stoff der Erkenntnisobjekte den erkennenden Menschen nicht. Das aber ist doch wohl die Bestimmung auch der reinen Wissenschaft: wie sie vom Menschen getrieben wird, so wieder dem Menschen zu dienen. Die Universitäten sind nicht da für Wissenschaft als solche, sondern für Wissenschaft „die in der Menschheit wirksam wird", oder auch: Wissenschaft „unter die Menschen zu bringen, damit diese reichere und edlere Persönlichkeiten werden, als sie ohne Wissenschaft werden könnten." Diesem Zweck haben die theologischen Fakultäten bisher gedient, indem sie durch die Verschmelzung von Wissenschaft und Religion in hervorragenden Individuen unserm geistigen Leben eine Bereicherung brachten. Aber auch dem schlichtesten Pfarrer und seiner Wirksamkeit kommt es zu gute, wenn er durch sein Studium geistig aufgeschlossener geworden ist und fähig, die tieferen Bedürfnisse seiner Zeit zu erkennen und ihnen entgegenzukommen. — Sogar der praktischen Beruhigung tritt Dr. Stapel zuletzt entgegen, daß es neuer Fakultäten darum nicht bedürfe, weil die Zahl der alten genüge. Mag dies für den Augenblick zutreffen, so gilt es doch, dafür zu sorgen, daß „die Zahl der theologischen Fakultäten und ihrer Lehrkräfte in einem Verhältnis wachse, das dem Gesamtwachstum unsrer Universitäten angemessen ist." „Massenausbildung schadet in einer Fakultät, wo schlechterdings Alles aufs Persönliche gestellt ist, besonders."

Nichttheologen waren es auch der großen Mehrzahl nach, die auf der preußischen Rektorenkonferenz in Halle schon im März 1911 mit Rücksicht auf Frankfurt und Hamburg jene Kundgebung erließen, die, oft erwähnt, in ihrem Wortlaut wenig bekannt ist. Nur ein evangelischer und ein katholischer Theologe waren beteiligt. Es handelt sich um eine Eingabe sämtlicher Rektoren der preußischen Universitäten an das Kultusministerium, die auch den Universitätsvertretern im Herrenhause und den Universitäten selbst mitgeteilt worden ist. Die einschlägige Stelle lautet:

Von den vier Fakultäten, die die alte universitas litterarum umfaßt, streicht man die theologische Fakultät, weil für sie kein Bedürfnis vorliege, sie auch aus örtlichen Gründen sich nicht rechtfertigen lasse. Die Meinung, daß man auf die Theologie im Rahmen der Universität ohne erheblichen Schaden verzichten könne, mag heute weit verbreitet sein; wir vermögen darin aber nur einen bedauerlichen Irrtum zu erkennen. Die theologischen Fakultäten sind vielmehr ein notwendiges Ergebnis der staatsrechtlichen und geschichtlichen Entwicklung unserer Universitäten und deshalb ein notwendiger Bestandteil ihres Organismus. Eine Organisation der wissenschaftlichen Gesamtarbeit, die die Erforschung des Christentums aus den Quellen von ihrem Lehrplan und ihrer Forschung auszuschließen übernähme, hätte daher keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, wäre vielmehr parteilich und daher schädlich. Man darf sich für die Zulässigkeit des Verzichtes auf theologische Fakultäten nicht auf gewisse amerikanische Universitäten berufen. Geschichtliche und staatsrechtliche Verhältnisse haben dort eine andere Entwicklung zur Folge gehabt. Die Zersplittterung der Bekenntnisse macht eine theologische Fakultät dort vielfach unmöglich; aber zugleich bedeutet der Verlust weniger, weil Amerika eben keine Geschichte hat. Bei uns liegt beides anders, und der Verzicht auf die theologische Fakultät würde daher bei uns dem entschlossenen Bekenntnis zu einer wesentlich abweichenden Welt- und Geschichtsanschauung gleichkommen.

Von der Frage nach der Daseins-Berechtigung und -Notwendigkeit theologischer Fakultäten scharf zu unterscheiden ist die Frage, ob denn nun solche Fakultäten allein das Privilegium haben sollen, der Gemeinde Pfarrer zu schenken. Man lese darüber, was Vischer ausführt in seiner oben angezeigten Rektoratsrede. Es hat mich doch gefreut, daß auch er die Empfindung hat, das Fakultätsstudium dürfe schließlich nicht der einzig mögliche Weg zum Kirchendienst sein (S. 33). Freilich geht er vorsichtiger an diesen Punkt heran als ich (Nr. 20 Sp. 477). Er verweist auf die englische Staatskirche, die bis vor kurzem von ihren Pfarrern keine theologisch-wissenschaftliche Ausbildung verlangte und es eigentlich auch jetzt noch nicht tut. Laut Chronik der Christlichen Welt 1909 S. 414 waren von den 1902—6 ordinierten 3037 Kandidaten 770 Nichtgraduierte, d. h. also ohne theologisches Examen. Lebte ich in solcher Kirche, dann würde ich wahrscheinlich bei denen stehn, die strenge theologische Vorbildung verlangen. Und als Regel verlangen wir sie ja. Aber die Strenge und Selbstverständlichkeit, mit der sie heute bei uns gilt, schafft ein privilegium odiosum et irreligiosum. Man höre nur die Laien darüber.

Ja die Laien! In Schleswig-Holstein hat man, wie wir hören, eingeschärft, daß fürderhin Laien nicht mehr die Kanzel betreten dürften. Mir hat es immer bis in mein tiefstes evangelisches Empfinden hinein wohlgetan, wenn ich so etwas erlebte. Vielleicht sollten Laien auch taufen dürfen und das Abendmahl spenden. Gewiß nicht in der Regel; dem Amte mag Befugnis und Aufsicht bleiben. Aber von der ehrenwerten Sorge um Ordnung in der Gemeinschaft abgesehen: weshalb soll ein Christ zu taufen oder das Brot zu brechen unwürdig sein — weil er nicht Theologie studiert hat? Dergleichen christliches Recht können die Laien in der lutherischen Pastorenkirche freilich nur dann erringen, wenn sie ernstlich darum kämpfen. Gescholten wird auf uns Theologen und unsre kirchlichen Privilegien genug: aber weshalb läßt man sich so viel von uns gefallen? Man hat doch die Mehrheit! Laienbünde gibt es ja jetzt, Gott sei Dank: der Name ein Programm, eine Verheißung. Aber erst an zwei Orten; und eine wirkliche Schilderhebung, wie sie uns Theologen so gesund wäre, ist es noch nicht. Ich glaube, es ist unter uns Theologen viel mehr Bereitwilligkeit, auf unser religiöses Privilegium zu verzichten, als unter unsern Laien wirklicher Wille, es uns streitig zu machen. Geschichtlich kann man das ja verstehen. —

Zu Nr. 21: in dem Artikel über den Dresdner Gemeindetag sind einige Mißverständnisse zu berichtigen. Sp. 495 Z. 36 ff. muß der Satz über Baden in diesem Zusammenhang ganz gestrichen werden. Der Vortrag hatte erwähnt, daß eine badische Gemeinde mit 1 Pfarrer und 1 Stadtvikar über die Arbeitsteilung berichte: „der Pfarrer weist dem Stadtvikar die Arbeit zu"; daraus ist wohl der Irrtum erwachsen. — Zu Sp. 495 Z. 53: es sind 13 Pastoren und 12 Gemeindehäuser in Essen. — Das Sp. 497 Z. 16 f. Gesagte gilt nicht von Waitz-Darmstadt, sondern von Waitz-Hannover. —

Der von Weinel und Genossen in Umlauf gesetzte Aufruf an die Geistlichen und theologischen Hochschullehrer der evangelischen deutschen Landeskirchen hat bisher 378 Unterschriften gefunden, darunter 12 von Universitätstheologen. Im Protestantenblatt Nr. 22 veröffentlicht Nithack-Stahn zur Verantwortung des Aufrufs sehr gute Thesen. Das für die Kirchen zunächst zu Erstrebende ist m. E. der Friedenssonntag. Die Kriegstheologen können ja da über den Krieg predigen!

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

9.—12.	Juni	Internationale Abolitionistische Föderation Paris
11.—15.	„	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
23.—26.	„	Christliche Vereinigung deutscher Eisenbahner Darmstadt
24.—26.	„	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
7.—10.	Juli	Kursus des Keplerbundes Godesberg
8.—15.	„	Welt-Sonntagsschul-Kongreß Zürich
16.—22.	„	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
4.—30.	„	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
20.—23.	„	Internationaler Friedenskongreß Haag
8.—11.	September	Deutscher Pfarrertag Dessau
15.—17.	„	Allgemeiner Evang.-Protest. Missionsverein Braunschweig
15.—18.	„	Zweiter Dorfkirchentag Biedenkopf
15.—19.	„	Instruktionskursus für Kindergottesdienst Bremen
15.—19.	„	Gustav-Adolf-Verein Kiel
25.—28.	„	Evangelischer Bund Görlitz
21.—26.	„	Kongreß für Innere Mission Hamburg
2.— 3.	Oktober	Freunde der Christlichen Welt Eisenach
6.— 8.	„	Ferienkursus Malente-Gremsmühlen
6.— 8.	„	Ferienkursus Bad Langenschwalbach

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 22. Kirchliches aus dem preußischen Landtag — Die Südslawen in Oesterreich-Ungarn (Schluß) — Zentralausschuß für Innere Mission im evangelischen Deutschland — Die römische Kirche in Deutschland (Schluß) — Konfessioneller Streit in Deutsch-Ostafrika — Für den Völkerfrieden — Verschiedenes: 13. Kontinentale Missionskonferenz; Dem Geist der reformierten Kirche entsprechend?; Kirchenbesuch in Bremen; Eingeborene Evangelische in den deutschen Kolonien; Baumgarten-Oberkirchenrat; Das ganze Christentum über Bord; Mephistophelische Methode; Die Volksschule in Deutschland; Religionsunterricht in den höheren Schulen

2 Missionare gesucht!

Der **Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein** sucht möglichst bald für **China** und **Japan** je einen Theologen, der die heimischen Examina absolviert hat, als Missionar. Bewerbungen sind zu richten an **Pfarrer D. Kind, Berlin W. 8,** Kronenstr. 70. Derselbe erteilt auch gern Auskunft über Gehalt und Arbeit.

Predigervakanz

An der St. Ansgariikirche in Bremen ist zu Ostern 1914 eine der beiden Predigerstellen zu besetzen. Bewerbungen freisinniger Geistlicher, die als ordinierte Prediger im Amt sind oder früher als solche angestellt waren, werden bis zum 30. Juni ds. J. von dem unterzeichneten verwaltenden Bauherrn entgegengenommen. Derselbe ist zu weiterer Auskunft bereit.

Bremen, Richtweg 21 **Dr. R. Quidde**

Für **Pfarrfamilie** (3 Kinder), in Residenzstadt Thüringens, wird für sofort zu tatkräftiger Unterstützung der schonungsbedürftigen Hausfrau nettes und **tüchtiges junges Mädchen** gesucht, das in allen häuslichen Arbeiten wohl bewandert ist. Familienanschluß. Dienstmädchen vorhanden. Anerbieten mit Gehaltsansprüchen unter **W 1** an die Geschäftsstelle.

Holländischer Pfarrer wünscht sich im Juli einen 2—3 wöchentlichen Aufenthalt in deutschem Pfarrhaus, nicht zu weit entfernt von Holland und bei bescheidenen Pensionsansprüchen. Angebote vermittelt **Rade, Marburg.**

Ungarischer Theolog, Religionslehrer, möchte, um seine deutschen Sprachkenntnisse zu erweitern, 4—6 Wochen in schöner Gegend Deutschlands in gebildetem Hause zubringen. Am liebsten in einem Pfarrhaus. Warm empfohlen. Angebote mit Pensionsansprüchen vermittelt **Rade, Marburg.**

Gelehrter **englischer Geistlicher,** 35—40 jährig, möchte vom 9. Juni an 2 bis 3 Wochen in gebildeter Familie in einer deutschen Universitätsstadt zubringen, wo er Gelegenheit hat, mit deutschen Gelehrten zu verkehren. Angebote mit Pensionsansprüchen vermittelt **Rade, Marburg.**

Jugendheim Charlottenburg

Goethestr 22.

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule

Sozialpädagogisches Seminar
Ausbildung von Hortleiterinnen und Schulpflegerinnen

Praktische und theoretische Kurse * Pension im Hause

Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke, Charlottenburg,** Goethestr. 22

Evangelisch-Soziale Frauenkurse in Berlin

zur Ausbildung von Gemeindehelferinnen, in Angliederung an die soziale Frauenschule von Dr. Alice Salomon. Einführung in den praktischen Betrieb der Gemeindearbeit, in kirchliche Jugend- und Armenpflege, Bureauarbeit im Gemeindedienst. Vorträge und Aussprache über religiös-soziale Probleme. Beginn Oktober 1913. Prospekte und Auskunft durch die **Geschäftsstelle: Fräulein Rodenacker, Charlottenburg, Marchstraße 4/5.**

Bekanntmachung

Die durch das Hinscheiden des bisherigen ersten Geistlichen an der hiesigen **St. Gertrud-Kirche** frei gewordene, unter unserm Patronat stehende Stelle soll neu besetzt werden.

Das jährliche Einkommen besteht aus

a) Grundgehalt der Klasse I . . . . 2400 Mk.
b) Alterszulagen nach § 20 der Satzungen der Alterszulagenkasse für evangelische Geistliche
c) voraussichtlichem Zuschuß zum Grundgehalt von 600 „
d) freier Wohnung und Heizung im Pfarrhause

Bewerbungen mit Lebenslauf sind bis zum 20. Juni d. J. an uns einzureichen.

Stettin, den 29. Mai 1913

Der Magistrat

Soeben erschien bei
A. Töpelmann in Gießen
Der vergnügte Theologe
Eine Sammlung von Anekdoten der Kirchengesch. u. kirchl. Gegenwart
von E. Haas
5 Bog. Umfang. 1 Mark
Ein köstliches Büchlein, wer sich aber schon über den Titel ärgert, soll es ungelesen lassen.

Geyer-Rittelmeyer, Warum bleiben wir in der Kirche? (80 Pfg.) **Herbst = Meixner,** Nürnberger Kirchenstreit (1 M.); **Rittelmeyer,** Jesus (1¾ M.); **Geyer,** Ewige Freude (3 M.); **Geyer-Rittelmeyer,** Gott u. die Seele (6 M.); **Geyer-Rittelmeyer,** Leben aus Gott (6 M.); **Rittelmeyer,** der Pfarrer (1¾ M.); **Rittelmeyer,** Nietzsche (1 M. 80 Pf.); **Rittelmeyer,** Tolstoi (2 M.) empfiehlt
H. Kerler, Verlags-Conto, Ulm

Lugano **Schweiz**
Villa Henrietta Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Venedig **Christl. Hospiz. Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Blunck & v. Boehn's Privat-**Handelsschule** CASSEL Prospekt

Theologische Literaturzeitung

Herausgegeben von Harnack, Schuster, Titius

Verlag: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig

38. Jahrgang. Jährlich 26 Nummern 18 Mark

Nr. 11. Poertner, Die ägyptischen Totenstelen als Zeugen des sozialen und religiösen Lebens ihrer Zeit (Rusch). — Dschuang Dsi, Das wahre Buch vom südlichen Blütenland (Haas). — Toutain, Les Cultes païens dans l'Empire romain (Bousset). — Rogers, Cuneiform Parallels to the Old Testament (Ungnad). — Cohen, Wurzelforschungen zu den hebräischen Synonymen der Ruhe (König). — Das Neue Testament griechisch nach dem Text von D. Bernhard Weiß (Schmiedel). — Robertson, Kurzgefaßte Grammatik des neutestamentlichen Griechisch (Gregory). — Deckert, Urchristliche Briefe an die Gegenwart (Pott). — Schwartz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. 2. Reihe (Lietzmann). — Gronau, Posidonius, e. Quelle für Basilius' Hexahemeros (Pohlenz). — Heer, Ein karoling. Missions-Katechismus (Ficker). — Hertling, Wissenschaftliche Richtungen und philosophische Probleme im 13. Jahrhundert (Heim). — Franz, Alter und Bestand der Kirchenbücher insbesondere im Großherzogt. Baden (Bossert). — Duncker, Verzeichnis der württembergischen Kirchenbücher (Ders.) — Dunin-Borkowski, Der junge De Spinoza (Elsenhans). — Ketteler's Schriften (Vigener). — Mundwiler, Bischof von Ketteler als Vorkämpfer der christlich. Sozialreform (Ders.). — Köth, Wilhelm Emanuel Frhr. v. Ketteler (Ders.) — Raab, Die Philosophie von Richard Avenarius (Mehlis). — Nelson, Die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie (Troeltsch). — Schlatter, Briefe über das christliche Dogma (Lobstein). — Barbour, A Philosophical Study of Christian Ethics (Mellone). — Krohn u. Peters, Bausteine für den Religionsunterricht (Kabisch). — Hennig, Quellenbuch zur Geschichte der inneren Mission (Knoke). — Referate: Messer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter. — Lindemann, Florilegium hebraicum. — Walton, Development of the Logos-doctrine in Greek and Hebrew thought. — Dausch, Die Inspiration des Neuen Testamentes. — Neuhaus, Die Klosterreform in Hersfeld. — Mitteilungen: (15) Der syrische Euagrius Ponticus. — (16) Quellen der Religionsgeschichte. — Wichtige Rezensionen. — Neueste Literatur

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

Dr. Heinrich Rickert, Professor in Freiburg i. B., **Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung.** Eine logische Einleitung in die historischen Wissenschaften.

Zweite, neubearbeitete Auflage

Mk. 18.—, gebunden Mk. 20.—

Dr. Hans Driesch, Professor in Heidelberg, **Die Logik als Aufgabe.** Eine Studie über die Beziehung zwischen Phänomenologie und Logik, zugleich eine Einleitung in die Ordnungslehre. Mk. 2.40

Soeben ist erschienen:

Johannes Müller

Wegweiser

VII, 424 Seiten 8⁰. In Leinwand geb. M. 4.50, in Leder M. 6.—

Inhalt: Wie ich es sehe — Das Leben ist das, was wir daraus machen — Das Wesen des Glaubens — Leben! — Von der Fühlung mit Gott — Sachlich leben — Von denen, die sich selbst im Wege stehen — Die beiden Brennpunkte des persönlichen Lebens — Der Wille und das Werden — Der Holzweg — Was soll ich tun? — Nur nicht voreilig! — Das Geheimnis der Lebensfreude — Die Kunst des Möglichen — Lebensbahnen — Gedanken über das Eigentum — Leben und Arbeiten — Die erzieherische Bedeutung der Ehe — Was haben wir von der Natur?

Hemmungen des Lebens

Vierte, vermehrte Auflage, 12.—16. Tausend

III, 242 Seiten 8⁰. In Leinwand geb. M. 3.—, in Leder M. 4.50

Inhalt: Die Trauer — Anhang: An einen Schwarzseher — Die Furcht — Die Sorge — Das Tragischnehmen — Die Unsicherheit — Der Zweifel — Das Kritisieren — Der Andere in uns.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Jede Art Privatdrucke
liefert in gediegener Ausführung, prompt u. zu mäßigem Preise
Druckerei Heinr. Bauer, Marburg a. L.

„Schertlinhaus" Burtenbach b/Augsburg — Bayern

Mädchen-Landerziehungsheim

I. Höhere Mädchenschule: 6 Klassen, modern pädag. geleitet.
II. Haushaltungs- u. Gartenbauschule: für Töchter gebildeter Stände. Ausbildung in Haus, Küche und Garten, praktisch und theoretisch.

Gesunde Lage. Großer Park u. Garten. Spiel- u. Sportplätze. Auf Wunsch illustr. Prospekt und Referenzen. Direktion **Ernst Zech, kgl. Pfarrer u. Frau Luise Zech-Mehl**

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. **Pianos und Harmoniums zu vermieten.** Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. **Katalog M 6 gratis.**

Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.